
„Wi dickköpp!"
MJÖLNIR
Aus dem Tagebuch eines
unbekannten SA Mannes

Wi Dickköpp

Aus dem Tagebuch eines unbekannten SA.- Mannes

Der Verfasser erzählt hier seine Erlebnisse, angefangen von der Revolte 1918 bis zur Machtübernahme durch den Führer. Das erste Buch, das von dem Kampf der mecklenburgischen SA. und SS. spricht. Spannend erzählt der Verfasser, wie er als Rotarmist, die Verlogenheit der marxistischen Lehren erkennend, über die Roßbach-Organisation zur SA. kam. Noch einmal erlebt man den Kampf in Mecklenburg für die Befreiung des Deutschen Volkes. Nichts erkünsteltes, sondern eigenes Erleben spricht aus jeder Zeile dieses Buches. „Wi Dickköpp“ ist ein Buch, das den Leser von der ersten bis zur letzten Zeile fesselt.

1. Auflage

Im Selbstverlag des Verfassers: Bernhard Voß, Rostock

Zugelassen von der parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des NS-Schrifttums, Berlin

Das Titelbild zeichnete Mjölnir (Pg. Hans Schweitzer, Reichsbeauftragter für künstlerische Formgebung)

Der Druck wurde ausgeführt von der Druckerei des Niederdeutschen Beobachters GmbH., Schwerin i.M.

I.

Als im November 1918 die Revolte ausbrach, arbeitete ich gerade in Hamburg. Dadurch, dass mein Meister seine letzten Vorkriegsgesellen wieder einstellen musste, wurde ich erwerbslos. Mir fehlte natürlich zunächst jeder Begriff, was das für einen jungen Mann bedeutet, gerade aus dem Schlachtergewerbe, wenn er soeben ausgelernt hat. Mit frischem Mut ging ich an die Arbeitssuche, stieß aber überall nur auf ein bedauerndes Achselzucken. Hatte man doch die Ernährung des deutschen Volkes registriert, rationiert und organisiert, bis es eben so gut wie nichts mehr zu registrieren, rationieren und organisieren da war. Kurz, - mein Beruf lag 1918 und die dann folgenden Jahre dermaßen darnieder, dass an ein In-Arbeit-Kommen gar nicht zu denken war. Hatte ich auch gut verdient, so schmolzen doch die spärlichen Ersparnisse schnell genug zusammen. Spärlich waren sie, denn wir Jungen hatten ein vergnügtes, ungehindertes Leben gelebt. Wer dachte in den Kriegsjahren an ein Sorgen für später?

So kam ich durch den Müßiggang und das Herumstehen auf den Stempelstellen oft mit Kommunisten zusammen, die man damals noch Spartakisten nannte. Das sollte für mich verhängnisvoll werden. Da nun Jugend immer besonders gern und mit brennender Begeisterung revolutionär ist, wurde auch aus mir politisch unbeschriebenem Blatt in aller Kürze ein eifriger Verfechter moskau-orientierter Ideale. Bei jeder Demonstration – und die waren wahrhaftig nicht selten in jener Zeit – schrie ich befehlsgemäß mein „Hoch“ und mein „Nieder“ gemeinsam mit der Masse meiner Genossen, ohne einen Sinn hineinzulegen. So mag es denn manches Mal vorgekommen sein, dass wir in brüllender Begeisterung schrien, während der hakennasige, deutsch-radebrechender Redner ein entrüstetes Verdammen erwartete. Wäre es uns zum Bewusstsein gekommen, wir hätten uns kaum etwas daraus gemacht, denn uns war doch eines die

Hauptsache – der Klamauk. Das wussten unsere Führer ganz genau und fütterten uns mit Gelegenheiten zum Klamauk, bis wir oft genug dessen satt waren. Was uns dann immer wieder zusammenriss, war die bodenlose Angst der Bürger vor uns, die uns eingab, Helden zu sein. So trotteten wir hinter unseren Fahnen her und demonstrierten bald für das und bald für dies, aber immer für etwas, das mit den leeren eigenen und den fremden vollen Kochtöpfen zusammenhing. Niemals haben wir uns darüber hinausgehoben, denn auch unser brünstiger Ruf nach Freiheit war nichts anderes als ein Verlangen nach freier ungehinderter Nahrungszufuhr auf Kosten anderer. Freiheit, die wir meinten.

Habe ich schon damals über diese Fragen nachgedacht oder will es mir nur in der Erinnerung so scheinen? Jedenfalls war ich niemals mit ganzem Herzen dabei. Ich hoffte, das würde anders werden, als ich die ersten Sprossen der politischen Leiter erklommen und zum Funktionär gewählt wurde. Welchem Geschehnis verdankte ich dies Herausheben aus der Masse? Meiner Löwenstimme, die bei Versammlungen und Demonstrationen mit unnachahmlicher Stärke Zwischenrufe erschallen ließ. Einen anderen Grund wüsste ich wirklich nicht zu nennen. Damals erschien mir selbstverständlich meine Wahl die Anerkennung meiner ausgezeichneten Führerqualitäten. Welcher halbwüchsige Junge hält sich nicht für einen Führer?

Ach, wie klein und bescheiden war meine Funktion. Ich durfte meine Genossen, die in demselben Straßenviertel wohnten wie ich, über irgend welche Geschehnisse, Demonstrationen, Versammlungen usw. benachrichtigen. Eine Arbeit, der ich mich schon nach wenigen Tagen nicht mehr mit übergroßer Begeisterung unterzog.

Eines Tages aber schien mir die Zeit des leeren Schwätzens vorbei zu sein und das Handeln sollte beginnen. Auf dem Arbeitsamt

wurde mir geheimnisvoll ein Zettel zugeschoben, der besagte, dass am gleichen Abend in unserem Lokal eine geheime Funktionärsitzung anberaumt wäre. Eine geheime Funktionärsitzung schien mir der Auftakt zu sein für Barrikadenkämpfe und einen Sieg unserer spartakistischen Weltanschauung.

Eine Stunde vor Sitzungsbeginn schon ging ich nach rührendem Abschied von meinen Eltern, die meiner politischen Betätigung mit gemischten Gefühlen zusahen. Mein Vater, der vier Jahre im Felde gestanden hatte, gab seiner Hoffnung Ausdruck, dass ich eine gehörige Tracht Prügel beziehen möchte und dadurch zur Heilung von meinen Wahnideen gelangen könnte.

Nichts dämpft die Begeisterung mehr, als endloses Warten. War unserem Ortsgruppenführer diese Tatsache nicht bekannt, oder war ich an diesem Abend der einzige in der Runde, dem das Herz schneller schlug in Erwartung der kommenden Dinge. Aber wir sprachen nun wie die Spießer von diesem und jenem. Bis mit einundeinhalbstündiger Verspätung endlich die geheime Funktionärsitzung eröffnet wurde. Die Tagesordnung allerdings vertrug eine überschäumende Begeisterung nicht. Man teilte uns in dürren Worten mit, dass der Kassierer mit der Kasse durchgegangen sei, also die Idee von Gleichheit allzu wörtlich aufgefasst habe. Einige wüste Beschimpfungen forderten mehrere Freunde des Durchgegangenen zu wortreicher Verteidigung seiner Verfehlungen auf. Dank dem vorher reichlich genossenen Alkohol kam ich nun doch zu einem gewissen „Barrikadenkampfersatz". Ein Wort gab das andere und bald hagelten die Hiebe mit Stuhlbeinen und Bierseideln auf die Schädel der Genossen nieder, dass es eine reine Freude war. Da ich selbst in meinem Jugendübermut ungern einer Gelegenheit zu feuchtfröhlichem Holzen aus dem Wege ging, war ich natürlich „mittenmang".

Als der Saal ziemlich leer war, ordneten wir Sieger uns – man musste die Feste feiern wie sie fallen – auf der Straße zu einem Demonstrationszug. Wahrscheinlich demonstrierten wir an diesem Abend für Brüderlichkeit. Es war unser Pech, dass schon an der nächsten Straßenecke die Polizei stand und uns mit ihrem Radiergummi absolut unbrüderlich empfing. Zweimal Keile an einem Abend war den meisten von uns sicherlich zu viel und so drückten wir uns rechts und links an den Häuserfronten entlang, vorbei an den Polypen, die uns ob unserer ungewohnten Zahmheit nachsahen. Auf den augenblicklichen Siegestaumel folgte mit grauendem Morgen der Katzenjammer. Ich hatte, wie der Franzose sagt, die „Neese pläng“. Vom Kommunismus an sich und dem Funktionärsposten im besonderen. Ich zog mich langsam von den politischen Dingen zurück, gab meinen Funktionärposten auf und lehnte auch auf einer gelegentlichen Versammlung einen neuen – höheren – Posten ab.

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, dass ich nunmehr der Internationale abgeschworen hätte. Mir als Arbeiter erschien es eine Unmöglichkeit, anders, als rot zu sein. Wer verteidigte denn unsere Arbeiterrechte? Einzig allein die Gewerkschaften. Wer waren die Gewerkschaften? Einzig und allein die Parteien der Linken. Was ich an ihnen auszusetzen hatte, war vielleicht nur dass sie alle nicht radikal genug waren.

Das schien anders zu werden, als eines Tages die Reaktion ihr Haupt erhob. Der Kapp-Putsch kam.

Ich war natürlich einer der ersten, die sich auf dem Gewerkschaftshaus meldeten, um die Republik und ihre „Errungenschaften“ zu schützen. Ich mag mir dabei gedacht haben, dass wir aus dieser Schutzstellung heraus eines Tages zum Angriff würden vorgehen können gegen die Bonzen und „Arbeiterverräter“. Vorerst waren wir „solidarisch“. Ich empfing

ein Gewehr, Kochgeschirr und zwei Decken; fertig war der Rotarmist. Im Spiegel betrachteten wir unsere malerische Wirkung. Rückten die Mütze auf ein Ohr und stellten fest, dass von allerlei Arten, das Gewehr zu tragen, doch die des Umhängens mit dem Kolben nach oben am revolutionärsten aussah. Danach handelten wir und manchem Bürger ist vor Schreck das Herz in die Unaussprechlichen gerutscht, wenn er uns den Bürgersteig entlangschlendern sah.

Vom Gewehr und seiner Handhabung hatte ich selbstverständlich keine Ahnung, aber es schien mir unter meiner Würde, einen Älteren zu fragen, wie man damit umgehe. Wie mir ging es wohl der Hälfte aller Genossen und es war ein Glück für alle Beteiligten, dass wir zu ernsthafteren Aktionen nicht hinzugezogen wurden.

Wie so ein Gewehr zum Losgehen gebracht wird, hatten wir jedoch bald heraus und bald hallten die Straßen von einem herzhaften Geschieße wieder, das aus dem blauen Himmel ein Sieb machte. Munition und Waffen besaßen wir in Hülle und Fülle. Ich allein hatte sieben Gewehre zu Hause. Das kam daher, weil ich fast regelmäßig der Bequemlichkeit halber meine Knarre zu Hause ließ und im Hauptquartier eine neue empfing. Irgendeine Kontrolle über Waffenbesitz gab es ja nicht.

So gingen die Tage in Frieden und harmloser Wichtigtuerei hin, bis es plötzlich hieß: Roßbach kommt mit seinen Leuten. Das gab eine Aufregung, wie sie eine Hornisse im Bienenkorb nicht größer verursachen kann. Im großen Saal des Gewerkschaftshauses waren etwa 600 oder 700 bis an die Zähne bewaffnete Kämpfer für Recht und Freiheit versammelt, die sich dem strengen Befehl, unter allen Umständen im Saal zu bleiben, nur mit Murren fügten. Wir brannten vor Kampfeseifer und wären gerne den verruchten Reaktionären zur offenen Feldschlacht entgegengezogen. Vor jede

Haustür wurde, um den Eindruck eines Feldlagers zu erwecken, nur ein schweres Maschinengewehr gestellt. Aber das Warten wurde langweilig. Es tötete wie immer jede aufkeimende Begeisterung.

Plötzlich löste sich mitten im Saal ein Schuss. Im Nu leerte sich der Saal von den Freiheitskämpfern und nur die Kochgeschirre, Decken und – was sahen meine Augen? - auch die Gewehre lagen in wirrem Durcheinander auf dem Fußboden. Jeder wollte so schnell wie irgend möglich hinaus – allerdings nicht, wie die fortgeworfenen Gewehre bewiesen, um zu kämpfen und auf den Barrikaden zu bluten, sondern um zu Muttern zu kommen, die man doch in dieser Angst und Aufregung nicht allein sitzen lassen konnte.

Bei dieser Gelegenheit habe ich zum ersten Male unsere damaligen Führer kennengelernt. Es war mir schon früher aufgefallen, dass sie so nahe an der Tür zusammensaßen. Aber jetzt ergab sich die Erklärung: Keiner von ihnen blieb im Saal. Gerade sie waren die ersten, die verschwanden. Einige von ihnen kamen erst nach einigen Tagen wieder und behaupteten dann mit frecher Stirn, sie seien sofort zum Postamt gelaufen, um von auswärts Hilfe herbeizurufen.

Eine halbe Stunde später hatten sich wieder etwa 70 Mann im Saal zusammengefunden. Die meisten von ihnen mit käsebleichen Gesichtern. Allen anderen war anscheinend die Lust an der Revolution vorerst vergangen.

Ich wurde jetzt mit acht Mann zur Bewachung einer Bahnbrücke vor die Tore der Stadt geschickt. Wir sollten nach vier Stunden durch eine stärkere Abteilung abgelöst werden, da jetzt angeblich statt Roßbach die Artillerie einer benachbarten Garnison im Anmarsch sei. Bei herannahen irgend eines Zuges sollten wir ohne

Zögern die ganze Brücke hochgehen lassen. Als Sprengmaterial hatten wir einige Handgranaten bekommen. Wenn ich auch die Wirkung noch nicht am eigenen Leibe kannte, schien mir doch dies Mittel nicht ausreichend, eine feste, eiserne Bahnbrücke zu sprengen. Aber man behilft sich eben mit dem, was man hat und in der Beschränkung zeigt sich bekanntlich erst der Meister.

Die vier Stunden verstrichen und kein Zug kam – es kam aber auch keine Ablösung. Wir Jungen verstanden zwar nicht, weshalb wir noch über unsere Dienstzeit hinaus warten sollten, aber unser Führer, einem alten Feldgrauen, saß das Soldatensein noch so im Blut, dass er seinen Posten nicht verlassen wollte. So leisteten wir ihm mit knurrendem Magen Gesellschaft. Nach achtstündigem Warten schickten wir einen Mann, um nachzusehen, was eigentlich gespielt würde. Der Mann kam nicht wieder und auch keine Ablösung. Der Wartestandpunkt unseres Wachhabenden kam langsam ins Wanken und brach in sich zusammen, als wir einen hohen Soldatenrat wählten. Dann wurde beschlossen, die Gewehre an den Grabenrand zu legen und zum Hauptquartier zu latschen. Er schloss sich uns an.

Im Gewerkschaftshaus war Hochbetrieb. Man feierte irgendein Siegesfest und alle, die Führer an der Spitze, waren sternhagelvoll. Kaum gelang es uns mit Mühe und Not, ihnen zu erklären, dass wir die Wache von jener Brücke seien. Als sie es begriffen, wollten sie sich über unsern Diensteifer halbtot lachen. Wir aber hatten Kohldampf und gar kein Verständnis für das Amüsierbedürfnis dieser Herren. Meine Hand hat immer lose im Gelenk gesessen – leider -, und so durfte sich denn der nächstbeste der „Führer“ rühmen, von mir eine anständige Watsche bezogen zu haben. Sein Glück war, dass er sie stillschweigend einsteckte, denn uns allen juckte ein unglaublicher Zorn im Blute.

Aber das Maß hatte sich gefüllt. Ich kehrte der ganzen Politik den

Rücken und war glücklich, dass mich die Hamburg-Amerika-Linie auf Grund einer Bewerbung als Schlachter anstellte. Bis zum Jahre 1923 fuhr ich dann, mit kurzen Unterbrechungen, zur See.

Durch die christliche Seefahrt wurde mir dann die letzte Illusion der zweiten und dritten Internationale vollständig zerstört. Hatte ich bis dahin immer noch einen Rest von Glauben an dem Marxismus bewahrt, wurde er mir durch eigenes Erleben langsam vollkommen genommen. Zumal ich mehrere Reisen in das Sowjetparadies machte und es aus eigener Anschauung kennen lernte. Den furchtbarsten Eindruck nahm ich mit von 11- bis 12jährigen Mädchen, die oft an Bord kamen und jeden Seemann durch und durch verseuchten, wenn er sich mit ihnen einließ. Not und Hunger waren so groß, dass uns ein kalter Schauder über den Rücken lief, wenn wir uns vorstellten, es könnte in unserem Deutschland auch einmal so kommen.

Bei jeder sich bietenden Gelegenheit versuchte ich nun, meine ehemaligen Genossen über die wahren Zustände in Russland aufzuklären, aber ich predigte tauben Ohren und war bald bei ihnen als „reaktionärer Hund“ verschrien. Da ich doch nur die Wahrheit sagte, konnte ich es nicht verstehen, dass keiner die Wahrheit wissen wollte. Eine Frage trat nun an mich heran: sollte ich das Predigen aufgeben und mein Leben in Spießerruhe verbringen oder sollte ich die Verfehmung auf mich nehmen und weiter verkünden, was wahr sein musste?

II.

Da ich im November 1923 heiratete, beschloss ich, die Seefahrt aufzugeben und zu versuchen, an Land wieder eine Beschäftigung zu bekommen. Bald arbeitete ich auf dem Bau, bald fand ich auch Beschäftigung in meinem Beruf, doch konnte ich nirgends festen Fuß fassen, bis ich schließlich ganz umsattelte und

Stehkragenproletarier wurde. Das heißt, ich entdeckte mein Talent zu Werben und konnte mir voll stolz die schöne deutsche Bezeichnung „Annoncenaquisiteur“ zulegen. Bei ein und derselben Firma blieb ich dann mehrere Jahre, bis auch sie vom Strudel des allgemeinen Wirtschaftszusammenbruches erfasst wurde und einging. Im Jahre 1924 bekam ich endlich nach jahrelangen vergeblichen Anfragen auf dem Wohnungsamt eine selbständige Notwohnung. Da diese im schlechtem baulichen Zustand war, fragte ich einen Bekannten nach einem Maler, der mir die Zimmer gut und preiswert fertig machen könnte. Er wusste einen. Fleißig, nicht zu teuer, aber... ein... Hakenkreuzler. Vor der Berührung mit einem Aussätzigen oder Pestkranken konnte nicht mehr gewarnt worden sein. Ich hatte vor, mich nach einem anderen umzusehen, als ein gewisser Spaß zum Spielen mit der Gefahr mich zwang, den Mann einmal näher zu betrachten.

Das anfängliche Misstrauen meines Blickes fand wenig Nahrung, denn der junge Mann hatte wenig oder nichts Auffallendes an sich. Zwangsläufig ergab sich eine Unterhaltung, die bald mitten im politischen Fahrwasser war. Dabei stellte sich zu meiner Überraschung heraus, dass unsere Ansichten im großen und ganzen eigentlich übereinstimmten. Etliche kleine Verschiedenheiten machten für mich nichts aus. Bei Wege lang erfuhr ich auch, dass er – so tüchtig er in seinem Beruf auch war – bei keinem Meister Arbeit bekommen konnte, nur, weil er ein Roßbacher war. Fand er wirklich einmal eine Stellung, so konnte er sich darauf verlassen, dass sofort seine Arbeitskollegen auf den Meister und ihn selbst einen Druck ausübten, dem beide wirtschaftlich nicht gewachsen waren. Regelmäßig musste er nach kurzer Zeit das Feld seiner Tätigkeit wieder verlassen.

Da mir diese Methoden, einem anderen seine politische Meinung umzukrempeln, bisher nicht geläufig waren, setzte ich einige Zweifel in seine Wahrhaftigkeit. Es schien mir ein protzenhaft zur

Schau gestelltes Märtyrertum zu verkörpern, das nicht echt sein konnte, weil sein Ursprung zu gemein war. - Ich glaubte doch im innersten Herzen immer noch an das Ideal im Marxismus.

Nach wenigen Tagen lud mich mein neuer Bekannter ein, einmal an einem Dienstabend der Roßbacher teilzunehmen. Ich sagte gegen meinen Willen zu und wusste doch schon im gleichen Augenblick, dass ich nicht hingehen würde. Die Vorstellung, als ehemaliger Kommunist einmal Roßbacher werden zu können, war mir unmöglich. Ich blieb der Verabredung fern.

Wenige Tage darauf traf ich den jungen Maler wieder und versuchte, infolge meines schlechten Gewissens, mich an ihm vorbeizudrücken. Schon aber hatte er mich erspäht und kam auf mich zu. Ich dankte ihm wortlos, dass er mit keinem Wort den Bruch meines Versprechens erwähnte. Er erzählte mir nur begeistert, dass an einem der nächsten Tage Roßbach selber komme und ich mir dessen Rede unbedingt anhören müsse. Wieder hatte ich nicht den Mut, einfach abzulehnen und sagte halb und halb Ja. An dem bestimmten Abend, kurz nach 7 Uhr, erschien er in meiner Wohnung, um mich abzuholen. Seine Ahnung trog ihn nicht; ich wäre sonst wiederum nicht gekommen. Diesmal ging ich mit.

Bei meinem Erscheinen im Saal wurde ich von den schon anwesenden Roßbachern begrüßt, als wären wir schon wer weiß was für alte Kameraden. Es war alles, als ginge nichts besonderes vor. Und doch kommt diesem Abend die entscheidende Bedeutung für mein ganzes Leben zu. Ich wurde sofort der Türwache zugeteilt und kam alsbald einen fürchterlichen Anpfiff von dem Mann, den man mir als einen Führer vorgestellt hatte. Zu „latschig“ sollte ich gestanden haben.

So etwas war ich doch nicht gewohnt. Was ging es einem anderen

Menschen an, wie ich stand? Da war er ja – der berüchtigte Kadavergehorsam, den sie wieder in unserem endlich freien Deutschland einführen wollte. Verdammt, wie kam der Kerl dazu, mich anzuschnauzen? Aber das ungeheure Wunder geschah: ich sagte nichts und riss ungewollt die Knochen zusammen, um nicht noch einmal aufzufallen. Die widersprechendsten Gedanken durchrasten mein Hirn. Bleiben oder Gehen, das war hier für mich die Frage. Schließlich kam ich mit mir selber überein, dass ich mich nach Schluss der Versammlung leise verdrücken wollte.

Dann sprach Roßbach. Was er sprach hatte Hand und Fuß und kam mir aus dem Herzen – aber das Verdammte Strammstehen!

Nach der Versammlung mussten wir dann antreten und Roßbach sagte seinen Soldaten noch einige Worte. Zum ersten Male hörte ich von Hitlers SA. aus einem anderen Mund, als aus einem kommunistischen. Was war denn das für ein Mann, von dem Roßbach sagen konnte, er wäre sein bester Freund und einer der größten Deutschen?!

Im Schluss dieser kurzen Ansprache drückte Roßbach uns neu Hinzugekommenen besonders die Hand und … wir waren vereidigt. Ich habe den ganzen Abend wie im Traum erlebt. Mir war nichts unklar, als dass ich nun ein Roßbacher sein sollte.

Da ich bisher immer nur gehört hatte, dass alle Freischärler Fememörder seien, graute es mich fast vor dem nächsten Dienst. Nahm ich doch als sicher an, dass auch mir nunmehr die Aufgabe gestellt werden würde, in allernächster Zeit einen Menschen umzubringen.

Als meine Frau an diesem Abend erfuhr, dass ich Roßbacher geworden sei, weinte sie die halbe Nacht in ihr Kissen hinein, aber was halfs, ich war Roßbacher geworden und wollte es bleiben. Zu

diesem Entschluss hatte ich mich nach langen wachen Stunden, in denen ich mir die ganzen Jahre der Nachkriegszeit gleich einem Film vor Augen geführt hatte, durchgerungen. Was hatte uns Arbeitern denn die „glorreiche“ Revolte gebracht? - Nichts, oder doch etwas: der Arbeiter wurde gegen jeden Volksgenossen, ja sogar gegen seinen eigenen Arbeitskameraden aufgehetzt. Neid und Missgunst wurde ihm in offener und versteckter Form eingeimpft. Der Arbeiter sollte ja nicht zur Überlegung kommen und sollte vor allen Dingen nicht jene Volksverräter etwas unter die Lupe nehmen, die sich Arbeiterführer nennen. Er durfte auf keinen Fall wirkliche Politik betreiben. Wenn das Pöstchen irgend eines Gewerkschaftsbonzen etwas wackelte, wurde von diesen „Herren“ ein kleiner Streik inszeniert. Bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit wurde der Arbeiter auf die Straße gehetzt, wo er einmal für das Großkapital demonstrierte (siehe Rathenau usw.), ein ander Mal dagegen, wie es jenen Herren passte. Aus eigener Erfahrung kannte ich diesen Trug. Durch die Teilnahme an der Roßbach-Versammlung war ich aber erst richtig zur Überlegung gekommen. Was hatte ich nicht alles als strammer Kommunist erlebt? War da schon einmal irgend etwas zum Segen des deutschen Arbeiters herausgekommen? Nein und nochmals nein! - Jedes auch noch so kleine Unternehmen, was die damaligen Auch-Arbeiterführer begannen, wirkte sich (mindesten im Enderfolg) zum Schaden des deutschen Arbeiters aus. Aus dieser Erkenntnis heraus wurde ich Roßbacher, weil ich gegen dieses ganze System ankämpfen wollte und musste.

Schon anderntags wurde ich zur Kleiderkammer kommandiert und vollständig eingekleidet. Die Kosten – es waren genau 22,85 Reichsmark – musste ich mit wöchentlich 3 Reichsmark abstottern. Kaum zu Hause, wurde zunächst einmal alles anprobiert, und da ich mich selbst sehr schön fand, ging ich in voller Kriegsbemalung auf die Straße, um meine Eltern zu besuchen.

Die Stadtgegend, in der ich wohnte, war zwar rot und wurde vom Marxismus als ureigenste Domäne betrachtet, in die der Reaktion niemals ein Einbruch gelingen würde. Doch ich war dieser erste Einbruch! Schon als ich um die nächste Straßenecke bog, stellten sich mir breitbeinig, die Hände in den Hosentaschen, die ersten Kameraden aus früheren Zeiten entgegen. Einige gellende Pfiffe auf gekrümmten Finger ließen andere hinzukommen.

Ich hatte mich im Sinnen der letzten Nacht auf derartiges vorbereitet und mich entschlossen, Hass und Verfolgung auf mich zu nehmen. - Ich hatte mich auch innerlich vom Marxismus und seinen Anhängern gelöst. Es war mir zwar noch unklar, was ich nun an seine Stelle setzen wollte, soviel wusste ich aber, dass es etwas grundlegend anderes sein musste.

Ohne, dass ich es jemals erprobt hätte, erkannte ich in diesem Augenblick der Gefahr die Wahrheit des Wortes, das Angriff die beste Verteidigung sei und beantwortete darum die ersten pöbelnden Worte mit einem harten Faustschlag, der die Gegner verblüffte und mir ein wenig Luft machte. Da aber viele Hunde noch immer des Hasen Tod bedeutet haben, flüchtete ich in die erste beste Gastwirtschaft. Hatte ich vorher im Regen gestanden, befand ich mich nunmehr unter der Traufe, denn das Lokal war gestopft voll Menschen, die allesamt zur Kommune schworen. Ausgerechnet ins kommunistische Verkehrslokal war ich hineingetappt!

Ein Zurück gab es nicht mehr. Ich wollte nicht feige erscheinen und gehe also in größter Ruhe zur Schenke und bestellte mir ein Glas Bier. Minutenlang war Totenstille im Lokal. Dann aber schien es plötzlich, als hätte die Hölle alle Teufel losgelassen. Stühle schwirrten durch die Luft, Messer blitzten und die ganz Meute von 40 bis 50 Menschen stürzte auf mich. In manchem Buch oder Zeitungsartikel habe ich gelesen, dass ein Mensch in

ähnlicher Situation die größte Ruhe und Überlegung behielt. Ehrlich muss ich aber bekennen, dass ich nicht die Spur von Ruhe behielt, ganz zu schweigen von jeglicher Überlegung. Rein instinktiv wehrte ich mich gegen die Angreifer so lange ich konnte. Meine erste Waffe war das wohlgefüllte Bierglas, das ich mit voller Wucht in die Masse warf. Dann ergriff ich den ersten besten Stuhl und ließ ihn planlos um mich herumwirbeln ohne Rücksicht darauf, wohin er traf. Es ist mir unmöglich, zu sagen, wie lange ich so gestanden habe – ich weiß nur, dass ich mit einem Male draußen vor der Tür war und ganz ruhig nach Hause ging, als wäre nichts geschehen. Ein Schutzmann an der nächsten Ecke lächelte trocken und meinte, die gehörige Abreibung hätte mir gar nichts geschadet, ich hätte aus diesem Lokal fortbleiben sollen.

Zu Hause angekommen, unterzog ich die Verfassung meines Körpers und meiner Garderobe zunächst einmal einer eingehenden Betrachtung. Vor allen Dingen begann mein Schädel unheimlich zu brummen. Meine Mütze passte mir nicht mehr. Entweder war der Stoff eingelaufen oder der Schädel voller Beulen. Als ich mit der Hand ganz zart über die schmerzenden Stellen fuhr, war es mir, als ob sie über eine holprige Kleinstadtstraße glitt. Mein schönes neues Diensthemd sah keineswegs mehr neu aus. An mehreren Stellen klafften weite Löcher. Schwer wurde mir das Aufstehen anderntags. Der Rücken blau und gelb. Das Kreuz lahm, als hätte ich 14 Tage im Akkord Steine gekarrt. Erfreulicherweise waren die Kopfschmerzen fort, sonst wäre ich kaum zur Arbeit gegangen.

Der Gewinn aus dieser Keilerei für mich war der, dass ich um so fester zu meiner Uniform stand, je mehr der Rücken schmerzte. Das war ja der Wahnsinn der kommunistischen Politik, dass sie durch Terror unsere Gesinnung ändern wollte, denn jeder steht am Festesten hinter der Idee, für die er einmal hat bluten und leiden

müssen. Anderseits aber muss es auch ein großer Gedanke und ein hehres Ziel sein, für das man zu bluten und, wenn es sein muss, zu sterben bereit ist.

Ich hatte bis dahin keine Gelegenheit vorübergehen lassen, mit meinen früheren Genossen zu debattieren. Jetzt war mir dazu jegliche Lust vergangen. Ich hatte es nicht mehr nötig, mit ihnen einen Gang in geistigen Waffen zu wagen, nachdem ich die körperhaften kennengelernt hatte und nachdem ich gesehen hatte, dass ein Kommunist nur solange diskutiert, wie er in der Minderheit ist, aber sofort zu handgreiflichen Beweisführungen übergeht, sobald er sich in körperlicher Überlegenheit weiß. Ich habe in dieser Beziehung auch meine Fäuste zu brauchen gelernt mit dem Erfolg, dass binnen ganz kurzer Zeit niemand mit mir anzubinden wagte, während meine oft zaghaften Kameraden sich der kommunistischen Pöbeleien kaum erwehren konnte.

So zogen die Jahre in fröhlichem Landsknechtsleben dahin. Wir machten unsern Dienst, dessen Langweiligkeit hier und dort einmal durch eine vergnügliche Schlägerei unterbrochen wurde, welche uns naturgemäß immer mehr aneinander kittete. So bildeten wir eine Kameradschaft, die sich vor Tod und Teufel nicht fürchtete. Überall, wo unsere Abteilung zum Saalschutz oder dergleichen eingesetzt wurde, hielten wir eiserne Disziplin, - kein Gegner wagte mehr, mit uns anzubinden. Was wir jedoch recht oft als Mangel empfanden, war das Fehlen jeglicher klaren politischen Zielrichtung. Wir kämpften wohl für ein anderes und neues Deutschland, wussten aber nicht, wie dies aussehen und wer es führen sollte. Wir kämpften und schlugen uns als Roßbacher gegen das derzeitige System, weil wir es aus innerer Überzeugung heraus für verhängnisvoll hielten.

Als ich eines Tages unser Verkehrslokal betrete, sitzen dort sechs Männer meines Alters in braunem Hemd. Auf meinem „Horrido“-

Gruß antworteten sie: „Heil Hitler“. Das also waren Hitler-Leute, und ich besah mir die SA.-Männer so gründlich, dass es ihnen auffiel. Sie fragten mich, ob ich einen Fehler an ihrer Uniform entdeckt habe oder warum ich sie so anstarre. Damit kamen wir in eine Unterhaltung, die mich stark erfasste und mich mit soviel Neuem bekanntmachte, dass es mir unmöglich war, beim anschließenden Dienst aufzupassen, wie es sich gehörte. Einige ellenlange Zigarren waren die Folge, Zigarren, an deren Genuss ich schon lange nicht mehr gewöhnt war.

Die SA.-Männer hatten mir gesagt, dass sie in Zukunft das Verkehrslokal mit uns teilen würden. Da sie nun vor unserem Dienstschluss schon fortgegangen waren, freute ich mich auf das nächste Zusammentreffen.

Beim nächsten Dienstabend übten wir uns im Singen und die SA.-Männer hörten unsern Liedern zu. Es waren uralte Landsknechtslieder, wie: „Vom Barett schwankt die Feder...“ usw.,vor allem unser Roßbachlied. Nach einiger Zeit fragten uns die SA.-Männer, ob sie vielleicht auch einmal ihre Stimmen erschallen lassen dürften. Da wir nichts dagegen hatten, entspann sich nun ein kleiner Sängerkrieg, den wir trotz unserer 70 Mann verloren. Wir sangen wohl lauter, aber nicht so begeistert und vor allen Dingen hatten wir keinen so guten Klavierspieler, der uns so mitriss, wie der Führer der SA.

Unser Kampf gegen das System zog uns in dieser Zeit wieder einmal ein Verbot zu. Die Organisation Roßbach wurde aufgelöst und wir verbargen uns harmlos hinter dem Namen eines „Schmetterlingsvereins“, wurden aber nach kurzer Zeit selbständigen Vereinslebens beraubt und dem Frontkriegerbund als „Treubund Schlageter“ angeschlossen. Da wir unter dieser Firma bald soviel Schulden hatten, dass unser Geldverwalter nur noch in Bedeckung über die Straße gehen konnte, um nicht vom

ersten besten Gerichtsvollzieher ausgezogen zu werden, nahm unser Ortsgruppenleiter Verhandlungen mit dem Hindenburg-Verband auf, die eine Überführung unserer Organisation in diesen Verband vorbereitete. Der geschlossene Übertritt wurde vollzogen. Bald aber brachten kleinliche Rangstreitigkeiten auch nationaler Führer es fertig, was die Regierung nicht hatte erreichen können; sie zerschlugen die festgefügte Organisation Roßbach. Der größte Teil von unserer ehedem so starken Kameradschaft zog sich ganz zurück, ein kleiner Teil blieb im Hindenburgverband und wir ließen uns als kleiner Rest von neun Mann in die NSDAP. aufnehmen. Selbstverständlich wurden wir vom ersten Tage an SA.-Männer.

III.

Hatten wir bis dahin gegen das herrschende System gekämpft, ohne uns Gedanken darüber zu machen, was denn nun nach einem möglichen Sieg unserer Sache geschehen sollte, so bekam unser Kampf von jetzt an ein ganz anderes Gesicht. Durch Schulungsabende, die wir damals zweimal in der Woche abhielten, wurden wir zu politischen Soldaten erzogen, denen nicht der militärische Drill das Wesentliche war, sondern das Wissen um den völkischen und politischen Aufbau unseres Staates und denen es darauf ankam, einen Weg zu finden, den man aus dem tiefen Elend herausgehen konnte. Mit zackigen Kehrtwendungen und einer linealgleichen Richtung war der Kampf gegen die zermürbende Arbeitslosigkeit nicht aufzunehmen und an den kulturellen Aufbau nicht heranzugehen.

An jedem Schulungsabend wurde uns ein Kapitel aus Hitlers Buch „Mein Kampf“ vorgelesen und Wort für Wort erklärt. Nur durch diese mühevolle Kleinarbeit sind wir zu fanatischen Kämpfern des Nationalsozialismus geworden. Nur dadurch, dass wir mit den

Gedanken unseres Führers vertraut wurden, konnten wir auch hoffen, den Kampf einmal siegreich zu Ende zu führen.

Unser nächstes Ziel war, eine eigene Ortsgruppe zu gründen. Da hierzu aber 16 Menschen nötig waren, wir aber nur 14 zählten, hieß es, die fehlenden zwei möglichst bald zu werben. Wenn ich heute sage, dass wir dazu etwa ein halbes Jahr arbeiten mussten, wird man mich für einen Schwindler und Aufschneider halten und dennoch war es so. Hatten wir wirklich einmal einen „Neuen“ geschnappt, konnten wir sicher sein, dass wieder ein Alter nach auswärts verzog und wir über unsern ursprünglichen Stand nicht hinauskamen. Dennoch verloren wir den Mut nicht, sondern gingen unverdrossen immer wieder auf unser Ziel los. Anfang 1928 hatten wir es endlich erreicht. Wir waren mit einem Schlage 21 Mitglieder geworden – also kam unser Gauleiter und gründete endlich die Ortsgruppe.

Bei meinem Eintritt zählte die SA. mit uns „Neuen“ zusammen 13 Mann. Ein kleines Häuflein, aber erfüllt vom Glauben an die Idee unseres Führers. So warfen wir uns in den Kampf mit der großen Masse der Gegner, die von allen Seiten gegen uns anrannte. Was uns am meisten quälte, war die Gedankenträgheit der anderen.

Hatten wir einmal jemand unser ganzes Wollen stundenlang haarklein auseinandergesetzt, sagte er wohl: ja, ja, und es wäre alles gut und schön, aber... und dann kam er uns mit denselben Gegengründen, die wir eben erst widerlegt zu haben glaubten. Wir durften dann von vorne beginnen und brauchten auf diese Weise Jahre, bis es auch dem letzten Volksgenossen eingegangen war, was wir eigentlich wollten.

Unser ganzer SA.-Dienst bestand zunächst nur im Zeitungsverkauf und Einzelaufklärung. Damals war ein nationalsozialistischer Zeitungsverkauf etwas anderes, als heute. Durch

Zusammenlegung unserer letzten Groschen ließen wir uns vom Verlag des „Völkischen Beobachters“ ein Paket des V.B. wie des I.B. Schicken. Dies waren nun nicht, wie man annehmen sollte, etwa neue Nummern, sondern im Gegenteil, alte Remittenden. Zum großen Teil ohne Kopf, immer aber mit einigen Wochen zurückliegendem Datum. Zu neuen Zeitungen reichten unsere paar Kröten, die wir zusammengekratzt hatten, nicht aus, dafür waren es auch 50 Kilo, also ein ganzer Zentner Propagandamaterial! Am Sonntagmorgen trafen wir uns dann alle am Rande der Stadt und verteilten die so sauer erworbenen Zeitungen untereinander. In mehreren Abteilungen gingen wir an die Arbeit, doch musste jeder zu bestimmter Zeit an einem bestimmten Ort sich wieder einfinden. Wer aber glaubt, dass wir unsere Zeitungen nunmehr einfach verteilten, um möglichst schnell fertig zu werden, ist in einem großen Irrtum. Nummer für Nummer unseres kostbaren Werbematerials musste billigstens für 5 Pfennig abgesetzt werden. Eine Kolonne wetteiferte hierin mit der anderen, denn keine wollte am wenigsten verkauft haben. Ich hätte den Kameraden sehen mögen, der nichts verkauft hätte. Vor Scham wäre er umgekommen. Das eben ist der SA.-Geist, der damals von niemand verstanden wurde. Tagaus, tagein, den schwersten Demütigungen sich aussetzen müssen, immer wieder von vorne anfangen, ohne oft den geringsten Erfolg zu sehen und dennoch nicht den Mut verlieren, das hieß damals Kämpfer sein.

Wenn wir dann nach Abschluss eines solchen Tages wieder zusammentrafen, wurde bis ins kleinste Bericht erstattet, auf die Borniertheit der Spießer geschimpft und ein bescheidener Erfolg zu einem ungeheuren Sieg gestempelt.

Diese sonntäglichen Zeitungsverkaufstouren wurden in der näheren und weiteren Umgebung meistens zu Fuß, seltener mit Fahrrädern ganz systematisch durchgeführt, so dass wir dasselbe Dorf alle 6-7 Wochen beehrten. So behielten wir immer engste

Fühlung mit unserem Bezirk, kannten genau die Häuser, die Menschen und – die Hunde, die man oft genug auf uns hetzte. Auch geschah es, dass ein Gutsbesitzer in höhnischer Weise uns den Zutritt zu seinem Hof verwehrte. Meisten war gerade dieser Herr dann ein strammer Auch-Nationaler und das ganze Dorf schien sich zu der durch ihn vorgeschriebenen Meinung zu bekennen. Bei den nächsten Wahlen gab es dann in den Herrenhäusern lange Gesichter. Ein großer Prozentsatz kommunistischer Stimmen war das Ergebnis der Politik des Hundehetzens und Leuteschindens.

Wie oft sagte uns mancher: „Heft' nich mal 'ne nige Zeitung dor? Dei letzt' wir ja all von 'ollen Ihrgistern..“ Dann hieß es, diese alten ehrlichen Leute zunächst einmal über unsere Geldnot aufklären, Dass es uns leider nicht möglich sei, neue Zeitungen zu kaufen. Dann geschah es oft, dass uns die armen Menschen, die kaum zu brocken und zu Beißen genug hatten, hin und wieder 20 oder 30 Pfennig freiwillig für unsere Zeitungen gaben. Das waren wirkliche Opfer, die diese Leute brachten. Wer die ländlichen Verhältnisse kennt, weiß, das der Landarbeiter in mancher Winterwoche nicht mehr Verdienst nach Hause bringt als 70 oder 80 Pfennig. Für uns waren diese Opfer natürlich Lichtstrahlen und ein Ansporn, nicht nachzulassen in der Werbearbeit. Es gab Dörfer, in denen wir ganz besonders freundlich empfangen wurden. Sämtliche Türen waren für uns verschlossen und die Hintereingänge bewachten scharfe Hunde. Ein Grund mehr für uns, gerade diese Nester besonders oft aufzusuchen. Tür für Tür eroberten wir uns so in heißem Ringen, ohne dass ein einziger Schlag gefallen war. Das war unsere Kampfesweise; hartnäckig, aber anständig! Und damit schafften wir es. Die Leute gewöhnten sich an unsere dauernden Besuche und nahmen uns dann auch gelegentlich einmal eine Zeitung ab – heimlich zuerst, später nicht mehr so heimlich, bis irgendein dort wohnender Landtagsabgeordneter seine Felle fortschwimmen sah und die

Dorfinsassen derart terrorisierte, dass wir eines Tages wieder alle Türen verschlossen fanden. So ging der Kleinkrieg sonntagaus sonntagein weiter, aber wir eroberten die Türen zum zweiten Male.

Für den Erlös aus unserem Zeitungsverkauf ließen wir Flugblätter drucken. Leider reichte das Geld in den meisten Fällen nicht aus, und so mussten wir wieder eine Sammlung unter uns veranstalten, die leeren Taschen noch dreimal umkehren, und das nötige Geld war da.

Schon vor der Schalteröffnung auf dem Arbeitsnachweis standen wir an den Eingängen. In Uniform und mit Armen voller Flugblätter. Zuerst wandte der Gegner die Taktik des Nichtbeachtens an, dann des Lächerlichmachens und schließlich die der brutalen Gewalt. Auch das ging vorüber und man versuchte, uns in Diskussionen zu bekehren. Darauf hatten wir gewartet, denn durch unsere Schulungsabende waren wir derartig in allen einschlägigen Fragen bewandert, dass wir gut und gerne gegen die Schlagwort-Schwätzerei der andern auftreten konnten. Als die Herren „Führer“ von der roten und rosaroten Front unsere Überlegenheit erkannten, verbot man einfach jede Unterhaltung mit uns. Die letzte Zuflucht aus der Ratlosigkeit im Kampfe gegen uns war immer wieder der Terror.

Wir haben infolge unserer zahlenmäßigen Unterlegenheit oft, leider allzuoft, Dresche bezogen. Aber was machte es uns aus? Waren wir heute unterlegen, siegten wir morgen, und wir trösteten uns damit, dass auch Niederlagen Siege sein können, wenn nämlich dadurch der Mut und die Entschlossenheit wächst. Sehen wir die Sache aus diesem Gesichtswinkel, dann siegten wir eigentlich immer.

Langsam, aber desto sicherer gewannen wir Anhänger. So zählte

denn die SA. gegen Mitte des Jahres 1928 23 Mitglieder. Wir stiegen auf 30, fielen aber durch die Universitäts-Semester-Ferien auf unsere alte Zahl zurück.

Am 3. Märkertag, der 1928 von Dr. Goebbels in Berlin zum ersten Male groß aufgezogen wurde, wollten wir in Stärke von 10 Mann teilnehmen. Die Berliner mögen uns unsere provinzlerhafte Harmlosigkeit angesehen haben, oder war es unsere große Vertrauensseligkeit, gepaart mit Unerfahrenheit und Dummheit, dass wir mit heiler Haut aus dem damals so roten Berlin herausgekommen sind? Wo der größte Menschenauflauf war, stellten wir uns selbstverständlich ein. Kamen wir, natürlich in Uniform, bei einer solchen Menschenzusammenballung an, war das Interesse an dem Geschehnis, das den Auflauf verursacht hatte, sofort vorbei und wir sahen uns als Mittelpunkt eines brodelnden Hexenkessels. Nur unsere große Frechheit und unser festes Zusammenhalten half uns aus mancher heiklen Lage. Unser Quartier war in Teltow, und zwar wohnten wir alle zehn bei einem freundlichen Sattlermeister. Der hatte uns seine ganze Werkstatt zur Verfügung gestellt, wo wir uns wohnlich einrichteten. Alle Sofas und Chaiselongues, die unser Wirt in Reparatur hatte, gaben ein vorzügliches Nachtlager. Wir brauchten also nicht einmal im Stroh zu kampieren. Eine Stunde, nachdem der Meister uns geweckt hatte, wurden wir zum Kaffee gerufen. Unsere Wirtin überraschte uns mit einem riesengroßen Teller voll selbstgebackenen Pflaumenkuchens, über den wir uns eifrig hermachten. Ich kann ruhig verraten, dass wir unsere nordische Heimat nicht blamiert haben, denn was niemand vorher für möglich hielt, geschah – der Teller wurde vollständig leer. Die Freuden dieses Genusses wurden dann später allerdings getrübt durch eine Art Laufkrankheit. Hände pressten sich auf konvulsivisch zuckende Bäuche, und die Kameraden liefen... Wie wir nachher mit Genugtuung feststellten, waren alle Erkrankten keine richtigen Mecklenburger, denn ein Mecklenburger Magen

kann alles vertragen.

Den ganzen Sonnabend über mussten wir in Teltow in einem größeren Lokal bleiben, doch wurde uns das Warten nicht lang, da wir die ganze Zeit begeistert Kampflieder sangen. Dr. Goebbels, der fast den ganzen Tag unter uns weilte, begleitete uns auf einem schlecht gestimmten Klavier. Bei dieser Gelegenheit lernten wir Horst Wessel kennen. Unser Sturm sang damals oft das Lied:

Vorbei, vorbei sind all die schönen Stunden,
die wir verlebt am schönen Ostseestrand...

Horst Wessel konnte das Lied nicht oft genug hören und wir mussten es wieder und immer wieder singen. In seinem später gedichteten Sturmlied „Die Fahne hoch..." hat er dann Teile dieser unserer Melodie verarbeitet, und wir sind heute noch besonders stolz darauf, dass wir mit unserem Singen unsern Freiheitshelden zu einem Lied begeistert haben, das unsterblich geworden ist.

Am Sonntagmorgen wurden wir schon um 4 Uhr geweckt. Die ganze in Berlin anwesende SA. wurde vom Osaf Hauptmann Pfeffer besichtigt. Nach der Besichtigung hatten wir bis Mittag dienstfrei. Dann ordneten wir uns zum Einmarsch nach Berlin. Wir machten Kugelaugen. Soviel SA.-Männer hatten wir in unserem Leben noch nicht auf einem Haufen gesehen. Heute wird man verständnisvoll schmunzeln, wenn ich sage, dass damals aus Groß-Berlin und weiterer Umgebung ganze 3000 Mann zusammengekommen waren. Eine Unmenge größerer und kleinerer Überfallwagen, gefüllt mit Polizei, fuhr zum Schutze der an den Straßenrändern aufgebauten Kommunisten neben uns her. Wir haben damals sehen müssen, dass SA.-Männer, die von Kommunisten mit Steinen beworfen wurden, unter Gummiknüppelschlägen auf den Wagen verladen wurden. Zum Dank dafür, dass sie sich ruhig schlagen ließen, verhaftete man sie. In einem vor uns marschierenden Sturm geschah es, dass gut

gekleidete Leute schnell durch die SA.-Kolonne liefen. Nach wenigen Schritten fiel dann plötzlich ein SA.-Mann um. Die Kameraden dachten, er hätte schlapp gemacht, als sie ihn jedoch näher untersuchten, stellten sie einen Messerstich im Rücken fest, der von niemand anders geführt sein konnte, als dem eiligen Passanten. Seit dieser Zeit datiert das Verbot, Passanten durch marschierende SA.-Kolonnen hindurchzulassen.

Je näher wir der inneren Stadt kamen, desto mehr Kommunisten standen an den Straßenrändern und johlten und brüllten uns ihr heiseres „Nieda!“ zu. So schwer es uns auch oft wurde, reagierten wir befehlsgemäß auf nichts und hielten eiserne Disziplin, um den damaligen Zörgiebelgarden kein Extra-Fressen zu servieren und ihnen Gelegenheit zu geben, mit ihren Mgs. unter uns aufzuräumen.

In den Sportpalast ging es. Staunten wir schon beim Betreten über die riesigen Ausmaße des Raumes, so wunderten wir uns noch mehr, dass dieser ungeheure Saal bis auf den letzten Platz gefüllt war. So etwas hatten wir bis dahin nicht für möglich gehalten! Hielten wir schon vorher von Dr. Goebbels unendlich viel, stieg er mit diesem Tag noch einmal so hoch in unserer Achtung. Was musste es in jener Zeit noch für Arbeit und Kopfzerbrechen gemacht haben, den Berliner Sportpalast bis an den Rand zu füllen.

Dann begann Dr. Goebbels zu sprechen. Wuchtig schleuderte er seine Sätze in den Saal. Vom schweren Ringen der Berliner SA. sprach er, und wie zur Bestätigung des gesagten trug man in diesem Augenblick einige Bahren mit schwerverletzten SA.-Männern in den Saal. Ein nicht wiederzugebender Wutschrei aller im Saal Anwesender erscholl, als Dr. Goebbels bekanntgab, dass am Saaleingang Wache habende SA.-Kameraden unter den Augen der Polizei von Rotmord niedergestochen seien. Zuhörer, die

damals bestimmt noch keine Nationalsozialisten waren, schienen bereit, die Kommune mit ihren bloßen Fäusten zu zermalmen, so eine Wut herrschte im ganzen Saal. Erst ein energischer Appell an die Versammlung brachte die erregte Menge wieder einigermaßen zur Ruhe.

Mit einem anderen Kameraden versuchte ich, die strenge Sperrkette zu durchbrechen, die von Berliner SA. und SS. an den Eingängen gebildet wurde. Nach längerem Bemühen und lebhaftem Schwindeln gelang uns endlich der Durchbruch. Nie werde ich vergessen, was jetzt meine Augen sahen. Unsere Postenkette stand – wohlgemerkt – im Innenhof des Sportpalastes und zwischen Kette und der brüllenden Kommune hielt eisern und unbeweglich eine größere Abteilung berittener Polizei Wache. Erst dann verloren sie ihre Ruhe, wenn die Kommune wieder einen Vorstoß machte. Sie wandte sich aber nicht etwa gegen die Angreifer, sondern unter Führung eines Offiziers gummiknüppelte sie auf die SA. ein. Da staunten wir über die Disziplin unserer Kameraden. Nicht ein einziges Mal riss die Kette trotz der Siposchläge auseinander. Ruhig, als ob nichts besonderes geschähe, zog die Sperrkette sich langsam zurück.

Am Schluss der Riesenkundgebung mussten die nicht uniformierten Zuhörer den Saal zuerst verlassen, dann erst rückte die SA. in Trupps von 100 bis 150 Mann ab. Wir mussten uns bis zum Potsdamer Bahnhof einem Berliner Sturmbann anschließen. Unbeschreiblich war der Eindruck, den dieser Marsch auf uns machte. Gab das Sausen und Brausen der Hochbahn, das Klingeln der Straßenbahn und das Hupen der Autos schon Aufregung genug, wurde alles Gelärm doch noch überboten durch das Geschrei des für uns Spalier bildenden Pöbels. Steine und Asphaltstücke flogen uns um die Ohren. Mancher Kamerad brach getroffen zusammen und musste weiter getragen werden. Eine Erleichterung war es, als der Befehl zum Singen durchkam,

konnten wir uns doch jetzt unsere Wut aus der Brust schreien. Wie groß der Mut des Steine werfenden Pöbels war, konnten wir am besten sehen, als kurz vor dem Bahnhof infolge einer Verkehrsstockung der Befehl zum halten kam. Zwei Glieder mussten links- und die beiden anderen rechtsum machen. Noch war der Befehl nicht ganz ausgeführt, als auch schon die Kommunisten in wilder Flucht auseinanderstoben, sich gegenseitig niedertrampelnd. In Sekundenschnelle war die Straße leer, obwohl wir ruhig auf unserem Platz stehen blieben. Nur in Gegenwart der sie beschützenden Polizei wagten sie, sich der SA. zu stellen.

Ohne weitere Zwischenfälle kamen wir dann wieder in unserem Quartier an. Da wir an diesem Abend nicht mehr abfahren konnten, mussten wir noch eine Nacht bei unserem Sattlermeister bleiben.

Dieser Märkertag mit all seinen aufregenden Erlebnissen wird ewig in unserer Erinnerung haften bleiben, hatten wir doch jetzt den Kampf, den Dr. Goebbels mit seiner SA. führen musste, aus eigener Anschauung kennen gelernt. Wenn die Polizei in unserer Heimat auch alles andere als nationalsozialistisch war und uns manchen Stein in den Weg legte, war sie doch nie gemein, wie die damalige Zörgiebelgarde. Wenn wir schon einmal mit den Kommunisten in eine Schlägerei gerieten, was sehr selten war, kam sie immer zu spät. Doppelt hoch erkannten wir nach der Berliner Reise dies Minus an Dienstbereitschaft an.

IV.

Da unsere Ortsgruppe mittlerweile auf vierzig Mitglieder angewachsen war, entschloss sich unser Ortsgruppenleiter, mit einer Versammlung an die Öffentlichkeit zu treten. Flugblätter, die zum Besuch dieser Versammlung aufforderten, wurden vor dem Arbeitsnachweis verteilt. Dadurch, dass wir den Saal des kommunistischen Verkehrslokals für den Abend gemietet hatten, war diese Partei in helle Aufregung geraten. Wir hatten den berühmten Griff in das Hornissennest gewagt. Diese Aufregung kam uns aber zugute, denn wir konnten unsere Propaganda für die Versammlung fast ganz einstellen. Kommunisten forderten an allen Straßenecken zum Besuch unserer Versammlung auf, allerdings nicht um dort zu diskutieren: Ihre Aufforderung war eine glatte Mordhetze! Von markigen Arbeiterfäusten sollten die Nazis aus dem Saal geworfen werden, damit ihnen die Lust an derartigen Provokationen des Proletariats ein für alle Male ausgetrieben würde! Mit Spannung sahen wir daher den kommenden Ereignissen entgegen.

Von Mittag bis Abend wurde ein von uns hergestelltes Plakat durch die Stadt getragen. Als auch ich das Plakat für eine Stunde trug, begegnete mir meine Schwester. Mich sehen, anspucken und fürchterlich beschimpfen war die Tat eines Augenblicks. Als Laufjunge Plakate tragen, das wäre die Arbeit, die mir zukäme! Zu so etwas Erniedrigendem gäbe sich ihr Mann nicht her, denn er sei Stahlhelmer! Sie gehörten also zu den „feinen Leuten“, wenn auch ihr Geschimpfe dazu in schlechtem Gegensatz stand. Ich wusste natürlich, dass ich durch dies Zusammentreffen bei meinen Eltern wieder auszuhalten haben würde, war ich doch nun einmal der ungeratene Sohn, der von den Kommunisten zu den noch schlimmeren Nazis übergewechselt war.

Da sie nur ihre bürgerlichen Blätter in die Hand bekamen, hielten

sie unbesehen jeden Nazi für einen ausgemachten Radaumacher. Der Stahlhelmer dagegen ging jedem unangenehmen Zusammentreffen auf der Straße in feinster Weise aus dem Wege, und die zu dieser Organisation gehörenden Arbeitslosen gingen immer ohne Abzeichen zum stempeln, provozierten also nicht die friedliebende Kommune.

Wir aber, zogen zu keiner Zeit unsern Dienstanzug lieber an, als dann, wenn wir glaubten, unseren Gegnern vielleicht imponieren zu können. Selbstverständlich waren wir dadurch immer die schuldigen. Wenn einmal die Gemüter aufeinanderplatzten, dann hatten doch immer wir die anderen gereizt. Mit dieser Ansicht standen meine Eltern in damaliger Zeit nicht allein. Fast das ganze Volk dachte so und konnte auch kaum anders denken, weil es durch seine Presse dazu erzogen wurde. In den bürgerlichen und mehr noch in den marxistischen Blättern war täglich zu lesen, dass wieder drei Nazis mehr als zwölf Reichsbannerleute „umzingelt“ und „bestialisch niedergemacht“ hätten. Bei dieser Gelegenheit habe dann auch ein SA.-Mann sein Teil abbekommen und sei auf dem Weg ins Krankenhaus gestorben. So etwa sahen in jenen Tagen alle Pressemeldungen aus, die über politische Zusammenstöße dem erschauernden Volk vorgesetzt wurden.

Unsere erste Versammlung fand in einem Saal statt, der normalerweise nur etwa 100 Personen fasste. Es war brechend voll. Als Redner war unser Gauleiter angesetzt. Die Kommune hatte den Saal schon eine Stunde vor Versammlungsbeginn besetzt und war mit ihrer größten Redekanone erschienen. Unser Truppführer hatte angeordnet, dass sechs SA.-Männer in Uniform vor der Bühne Aufstellung nehmen sollten. Wir waren fünfunddreißig Mann, weil wir auch aus den umliegenden Dörfern alles zusammengeholt hatten. In „Räuberzivil“ mussten wir in geschlossenen Trupps von sieben bis acht Mann mitten zwischen den Kommunisten sitzen. Ich hatte mit drei anderen Kameraden

die Türwache, selbstverständlich auch in Zivil. Ein ohrenbetäubender Lärm ertönte, als unser Ortsgruppenleiter die Versammlung eröffnete und alle Anwesenden aufforderte, die Mützen abzunehmen und das Rauchen einzustellen. Schon dachten wir, dass die Versammlung auffliegen würde, bevor sie eigentlich angefangen hatte. Unser Ortsgruppenleiter verschaffte sich aber energisch Gehör und verbat sich jeden Zwischenruf, er würde jeden Störenfried ohne weiteres durch die SA. aus dem Saal befördern lassen. Das Ergebnis war natürlich erneutes Lärmen, das anhielt, bis der Gauleiter die gesamte SA. außer der Türwache aufforderte, vor der Bühne Aufstellung zu nehmen. Was gab das für ein Staunen, als im ganzen Saal immer Trupps von sechs Mann sich erhoben und vor das Rednerpult begaben. Das hatten die anderen nicht erwartet! Sicher hatten sie angenommen, außer den sechs Uniformierten wäre kein SA.-Mann mehr im Saale. Urplötzlich meinte jedenfalls der kommunistische Redner, dass sie alle nur gekommen wären, um sich mit uns auszusprechen und geistige Klingen miteinander zu kreuzen. Mit einem Male hatten wir eine erfreulich ruhige Versammlung, an die der Gauleiter seine Worte richtete. Nie haben wir ihn zuvor so glänzend reden hören wie an diesem Abend. Jedenfalls war das damals unsere Meinung. Die Versammlung folgte mit Aufmerksamkeit und an manchem beifälligen Kopfnicken sah man die Zustimmung. Auch der kommunistische Landtagsabgeordnete merkte wohl, dass ihm die Felle fortschwammen, denn als er zur Rede ansetzte, stand ihm schon der Schaum vor dem Munde. Er geriet derart in Wut, dass jeder unbefangene Hörer merken musste, wie er unserem Redner nichts, aber auch gar nichts Sachliches zu erwidern hatte. Nachdem er mit seinem Geschwätz fertig war und von seinen Anhängern den vorherbestimmten Beifall eingeheimst hatte, wollte er sich aus dem Saal fortdrücken. Er wollte – aber es kam anders. Da wir befürchteten, dass nach seinem Verschwinden versucht werden würde, die Versammlung zum Schluss doch noch zu sprengen, blieb ihm die Tür versperrt. Wenn er schon durchaus

hinauswollte, wäre der Weg für ihn durch das geschlossene Fenster und unsere Fäuste würden Dampf dahinter setzen, wurde ihm bedeutet. So zog es dieser tapfere Herr vor, im Saal zu bleiben und sich das treffliche Schlusswort unseres Gauleiters anzuhören.

Das war natürlich roh und brutal, höre ich manche alte Tante auch männlichen Geschlechts sagen. Wir hätten ihn ruhig gehen lassen und uns anschließend das Fell versohlen lassen sollen, wie wir es schon gewohnt waren. Dass einige unbeteiligte Zuhörer dabei auch ihr Teil abbekommen hätten, wäre weniger schädlich gewesen, als dass dieser Oberhetzer nun seine Leute zur Ruhe winken musste, damit es ihm nicht selbst an das Leder ging.

Der greifbare Erfolg dieser Versammlung waren die ersten Massenaufnahmen, wenn man bei unsern damals bescheidenen Zahlen überhaupt von „Massen“ sprechen konnte. Wäre die Versammlung schlecht besucht gewesen oder wäre sie aufgeflogen, womöglich noch so, dass wir die Unterlegenen waren, hätten wir wohl für lange Zeit verspielt gehabt, vor allen Dingen hätten wir uns kaum so bald zu einer zweiten Versammlung entschließen können.

Gelegentlich traf ich auf der Straße auch einen Jungdo-Mann. Im laufe des Gespräches, das sich natürlich um Politik drehte, meinte er, wir SA.-Männer wären doch gar keine Kerle, denn wenn ihr Führer Abend für Abend so beleidigt würde wie Adolf Hitler in der Skala, würden sie den Sänger, der auf diesen Spottlieder sänge, längst zum Tempel hinausgehauen haben. Natürlich hatten wir keine Ahnung, was in diesem übel berüchtigten Lokal für Lieder gesungen wurden, beschlossen aber, uns noch am gleichen Abend davon zu überzeugen. Jeder Kamerad, den wir unterwegs trafen, wurde mit unserem Vorhaben bekanntgemacht. Zu dreien und vieren saßen wir dann jeweils an den Tischen, begrüßten uns nicht, kannten uns nicht und harrten der Dinge, die da kommen

sollten. Stunde um Stunde verrann und der Judenjunge dort oben auf der Bühne hatte uns schon wer weiß was alles erzählt, aber das Couplet auf Hitler, auf das wir so sehnsüchtig warteten, kam nicht. Hatte er vielleicht den Braten gerochen?

Uns wurde inzwischen die Zeit lang und das gute Geld zu schade, um es in diesem Lokal zu lassen. Wir beschlossen also in unserem Rate, den Judenbengel durch den Kellner auffordern zu lassen, das bewusste Couplet zu singen. Wie lachten unsere Herzen und wie juckten unsere Handflächen, als uns die Antwort wurde, dass wir uns nach der Pause an dem Begehren erfreuen können. So war also die Zeit unseres protestreichen Abrückens aus diesem Lokal in greifbare Nähe gerückt. Irgendwelche Beschlüsse, was denn nun eigentlich geschehen sollte, wurden vorher nicht gefasst. Wie alles ein Ende nimmt, so tat es auch diese Pause. Die damals gangbare Negermusik füllte den Raum mit ihrem Quieken und Dröhnen, und schon stand unser „Junge" auf dem Podium, um, wie er händereibend erklärte, auf vielseitigen Wunsch ein von ihm selbst verfasstes Gedicht vorzutragen.
Er begann:

„Zu Hitler, dem Tyrannen schlich
Goebbels in braunem Gewande..."

Und so ging das Spottlied weiter, es strotzte von Gemeinheiten, wie das ja von vornherein nicht anders zu erwarten war. Einer von uns erhob sich und baute sich vor dem „Künstler" auf. Er sagte keinen Ton. Aber bei seinem Blick ist dem Judenbengel eine Gänsehaut nach der andern über den Rücken gelaufen, denn seine Vortragsweise wurde nun etwas stockend. In echt jüdischer Unverfrorenheit versuchte er jedoch, seine Verse zu Ende zu sprechen. Mir aber wurde die Angelegenheit jetzt doch zu bunt. Ich stand auf und verabreichte dem Deklamierenden, ehe er sich's recht versah, eine schallende Ohrfeige mit dem Erfolg, dass er sich mit großem Krach in die … große Trommel setzte, die mit einem

Indianerkopf bemalt war und in nächster Nähe stand. Niemals vorher hat die Pauke einen so harten Schlag bekommen und wer will es ihr übel nehmen, dass sie wegen dieser Misshandlung in den Streik trat. Sie platzte mit wehmütigem Bums. Der „Dichterflegel“ aber saß darin, gar nicht mehr stolz, und rieb, hasserfüllt um sich blickend, seine Wange.

Durch den Zwischenfall war natürlich das ganze Lokal in Aufregung geraten. Der Wirt kam auf uns zugestürzt und redete sehr erregt auf uns ein. Er irrte sich aber im Ton, in dem man mit uns verkehrt. Besann sich aber zu seinem Glück auf den richtigen, als ich meine Jacke auszuziehen unternahm. Diese Geste beruhigte ihn sichtlich und er lud uns sogar zu einem „gepflegten Hellen“ ein, eine Einladung, die wir natürlich ablehnen mussten. Unser Rat an ihn war der, er solle gefälligst dafür sorgen, dass in seinem Lokal nicht wieder derartige Schweinereien geschehen, denn er könne sonst gewärtig sein, dass wir sein Lokal zur Abwechslung einmal auf die andere Straßenseite verlegen.

Unser Truppführer hielt dann eine kleine zu Herzen gehende Ansprache, die damit schloss, dass doch fraglos sämtliche Anwesende so dächten wie wir und aus Protest gegen die Verunglimpfung unseres Führers das Lokal verlassen würden... oder etwa nicht?

Suchend ließ er sein Auge umherschweifen und siehe – alle erhoben sich und strebten der rettenden Tür zu. Alle, bis auf einige Puppenjungens, die erst einer eingehenderen direkten Aufforderung bedurften. Der „Künstler und vortragende Rat“ verließ noch am gleichen Abend unsere, ihm wenig gastfreundlich erscheinende Stadt.

Man begann doch langsam mit andern Augen auf die Nazis zu sehen. Der moralische Erfolg unserer ersten öffentlichen

Versammlung warf überall hin seine Schatten. So eröffnete uns auch unser Ortsgruppenleiter auf der nächsten Mitgliederversammlung, dass die Zeit gekommen sei, da sie einer eigenen Geschäftsstelle bedürfe, und zu diesem Zweck sollten wir uns nach geeigneten Räumen umsehen. Ein Laden sollte möglichst dabei sein, dass wir eine Buchhandlung anschließen könnten. Die beste Gegend schien uns gerade gut genug und so fahndeten wir auf leere Räume in den Hauptgeschäftsstraßen. Mit dem Erfolge natürlich, dass wir mehrmals am Tage einen Nervenschock bekamen wegen der Mietpreise. Unser Ortsgruppenleiter bewies aber wieder einmal sein Organisationstalent, indem er doch einen Laden auftrieb, der für unsere Verhältnisse erschwingbar war. Er lag nicht in der ersten Straße, aber es liefen doch eine Menge Menschen alle Tage vorbei. Wie stolz waren wir auf unsere Räume. Die arbeitslosen Maler-Pg.s fielen mit einer wahren Wut und mit Pinseln über den Ladentisch her, dem man seine Herkunft (nämlich Kistenbretter) bald nicht mehr ansah.

Die liebe macht blind, und so nimmt es nicht wunder, dass eines Tages ein Streit darüber ausbrechen konnte, ob der Tisch nun nach massiver Eiche oder mehr nach Mahagoni aussähe. Die Maler entschieden sich dann nach längerem Gutachten und ausführlichen Erklärungen über das Anstreichen verschiedener Holzarten, für Kirsch oder Erlenholz. Damit waren dann alle Teile zufrieden und einer erwähnte so ganz nebenher, dass natürlich für die Geschäftsstelle das Beste gerade gut genug sei.

Auch die nächste Mitgliederversammlung war nicht in der Lage, unsere Begeisterung für die neue Geschäftsstelle abzuschwächen, obwohl sie allen Grund gehabt hätte. Uns wurde mitgeteilt, dass der Laden wirtschaftlich noch nicht auf eigenen Füßen stand und deshalb verfügte die Ortsgruppe eine einmalige Umlage von vorläufig 5 Reichsmark pro Nase. Na ja!

Jedenfalls war der Laden schon morgens von 8 Uhr an voller Menschen. Leider waren es keine Kunden, sondern alles SA.-Männer, die vom Stempeln kamen und bereit waren, dem Kameraden Geschäftsführer liebevoll unter die Arme zu greifen, wenn doch plötzlich einmal ein Andrang von solchen Volksgenossen einsetzen sollte, die unter allen Umständen ihre geistige Nahrung durch uns beziehen wollten! Sie alle brauchten niemals in Aktion zu treten, denn der Verkäufer konnte bis auf einen einzigen Tag recht gut klar kommen mit dem Andrang.
Von diesem einen Tag will ich noch erzählen.

Es war im Frühjahr 1929. Durch eine rege Propaganda forderten wir unsere lieben Mitbürger zu einer Versammlung auf, die durch den damaligen Betriebsratsvorsitzenden Pg. Engel als Redner beschickt werden sollte. Engel war wegen seiner sachlichen Rede der Kommune ein harter Dorn im Auge und so wollte man uns unter keinen Umständen zu dieser Versammlung kommen lassen.

Ich hatte aus ein paar alten Fahrradfelgen und etwas Dachpappe eine Litfaßsäule konstruiert. Schriftgewandte Kameraden bepflasterten sie mit Plakaten und der größte SA.-Mann (2,10m) musste hineinkriechen. Vom frühen Morgen bis zum späten Dunkelwerden marschierte dann diese lebende Reklamesäule straßenauf und straßenab. Da diese Propagandaart neu war, wirkte sie, musste also baldmöglichst von der Gegenseite unterbunden werden.

Es war ein scharfes Frostwetter gewesen und die Straßen mit Schneeis bedeckt. Der SPD.-Arbeitsamtsleiter pflegte mit besonderer Vorliebe diejenigen zur Pflichtarbeit heranzuziehen, die ihm politisch nicht genehm waren, und so waren wir SA.-Männer eines Tages wieder dabei, die Eisdecke vom Asphalt herunterzukratzen, als aus einer Nebenstraße unsere lebende Litfaßsäule angewandert kommt, bedeckt von einigen Kameraden

(Studenten), keine zehn Schritt hinter ihnen aber toben und schreien fünf- bis sechshundert Kommunisten. SA. in Gefahr!
Der Rahmen eines von unsern Kameraden getragenen Plakates ging in Trümmer, denn der roten Horde mit unsern bloßen Fäusten entgegenzutreten, schien uns nicht ratsam. So dienten uns die zersplitterten Latten als bescheidene Waffen.

Wie so oft schon, zeigte sich auch hier der staunenden Bevölkerung, was eine bescheidene Anzahl tatkräftiger Männer gegen eine ungeheure Übermacht auszurichten imstande ist. In Sekundenschnelle war der wie irrsinnig brüllende Haufen in die Flucht geschlagen. Wahnsinn wäre es nun gewesen, in Seelenruhe abzuwarten, bis die Gegner sich von ihrem Schrecken wieder erholt hätten. Auf die Dauer dieser Masse zu widerstehen wäre uns paar Männeken doch unmöglich geworden. So sammelten wir denn in aller Geschwindigkeit unsere Siebensachen einschließlich der Litfaßsäule zusammen und brachten sie schnellstens in der nahen Wohnung einer Parteigenossin unter. Wir selbst zogen uns, unseres Sieges nicht recht froh, in unsere Geschäftsstelle zurück und entwarfen Schlachtpläne. Denn dass die Kommune uns ihre Niederlage sang- und klanglos vergessen würde, war nicht anzunehmen. Unsere Nerven waren im Laufe der Kampfjahre stabil wie Schiffstaue geworden, so dass man von einem Vibrieren derselben eigentlich unter gar keinen Umständen hätte reden können. Immerhin kamen sie gelegentlich einmal ins Schwanken. So eine Gelegenheit war nun eben gewesen. Schon aber hatte sich die allgemeine Stimmung ein wenig beruhigt, als von Ferne ein Dröhnen an unsere Ohren drang, etwa, als wenn eine gewaltige Menschenmasse sich in unsere Nähe wälzte. So war es auch. Ein auf Patrouille ausgeschickter SA.-Mann kam bald atemlos zurück, berichtend, dass der Haufe von vorhin in verstärkter Auflage sich unserem Quartier nähere.

Unsere Maßnahmen auf diese Meldung waren denkbar einfach.

Alle SA.-Männer bis auf vier mussten in dem kleinen Nebenstübchen verschwinden und sich dort mucksmäuschenstill verhalten. Wir vier aber harrten vorne, zu allem entschlossen der Dinge, die da nun kommen würden. Der Zug kam näher, so dass wir schon die Lieder und Sprechchöre unterscheiden konnten. Schon glaubten wir, dass sie unsere Geschäftsstelle ungeschoren lassen würden, als plötzlich die Spitze vor unserem Schaufenster anhielt. Ein wüster Hetzer trat vor und hielt eine Brandrede. Es gelang ihm jedoch nicht, sie ganz zu Ende zu sprechen. Schon vorher hagelten Eisklumpen und Steine gegen unser Ladenfenster. Wir vier verhielten uns jedoch wie befohlen absolut ruhig hinter der Tür. Dadurch entstand wohl auf der Gegenseite der Eindruck, dass der Laden leer wäre und der Straßenräubermut stieg ins Unermessliche, auch bezüglich der Ladenkasse mochte der eine oder der andere wohl Morgenluft wittern. Zunächst versuchten es einmal zwei Mann bis in die Nähe der Tür vorzudringen; als dann darauf nichts, aber auch gar nichts von unserer Seite erfolgte, waren es schon fünf oder sechs, die Mut fassten. Einer von ihnen ergriff die Klinke der Ladentür und diese gab, da sie gar nicht verschlossen war, nach. In diesem Augenblick drückte unser Verkäufer auf den Hahn seiner Scheintod-Pistole und der tapfere Rot-Front-Mann bekam die ganze Ladung in das Gesicht.

Was daraufhin geschah, setzt uns noch heute die Lachmuskeln in Bewegung, wenn wir auch damals nicht ans Lachen dachten. Als der Kerl die Ladung in die Schnauze erhielt, drückte er beide Fäuste vor das Gesicht, machte auf der Hinterhand kehrt und lief laut schreiend auf die Straße zurück: „Ick bün dod, ick bün dod!" rief er in einem fort. Den Genossen draußen war bei dem lauten Knall, den eine in geschlossenem Raum abgefeuerte Pistole macht, wohl schon das Herz in die Hose gefallen, denn als sie nun zum Überfluss noch ihren sich selbst tot Glaubenden herausstürzen sahen, ergriffen sie wiederum den besseren Teil der Tapferkeit und türmten abermals. Als nun auch gerade noch in

ihrer Rückzugsstraße ein Überfallwagen der Sipo erschien, gab es überhaupt kein Halten mehr.

Für uns aber wirkte sich der Tag in der Hauptsache darin aus, dass man uns für unerlaubte Entfernung aus der Pflichtarbeit die Unterstützung für drei Tage entzog. So galt es denn für Weib und Kind, den Schmachtriemen noch um einige Löcher enger zu schnallen. Wir fügten uns darin, denn schon damals wussten wir: die Knechtschaft dauert nur noch kurze Zeit.

V.

Im harten Kampf vergingen Frühjahr und Sommer 1929. Täglich, ja stündlich versah die SA. ihren Dienst für ein neues Deutschland. Verdammt schwer hat man uns diesen Kampf gemacht. Bei jeder noch so bescheidenen Gelegenheit wurden wir zum Verhör auf unsere I A zitiert. Nicht genug, dass wir uns der Übermacht des roten Terrors erwehren mussten, bei jeder kleinen Schlägerei wurden wir stundenlang in Kreuzverhör genommen, auch wenn wir nachweisen konnten, dass unser Verhältnis zu unserem Gegner 1 zu 20, wenn nicht noch kleiner war. Man versuchte trotz alledem immer wieder, uns als die Anfangenden hinzustellen, obwohl wir dann doch eher in die Landesirrenanstalt als in polizeilichen Gewahrsam gehört hätten. Wie oft mussten wir von den Herren Kriminalbeamten hören, es wäre doch für alle Teile das Beste, wenn wir uns ganz ruhig verhielten; denn die Kommunisten wären doch einmal da, und wir würden sie auch nicht aus der Welt schaffen, vor allen Dingen aber machten wir der Polizei nur Scherereien.

Mir geschah es einmal in einem Wahlkampf, dass man mich mit auf die Polizeiwache nahm, nur weil ich ein wenig rote Mennigfarbe an meiner Hose hatte. In der Nebenstraße war

allerdings von irgend jemand in eben dieser Farbe an die Mauer geschrieben worden „Deutschland erwache! Mit Hitler zu...“ Als ich versuchte, dem mich verhaftenden Wachmann klar zu machen, dass dieser unvollkommene Schreibversuch sicher auf Konto der Kommune zu buchen wäre, glaubte er, dies ironisch lächelnd ablehnen zu müssen; denn ein Kommunist schriebe nicht: mit Hitler zu... Ich musste zugeben, dass meine Lesekenntnisse soweit auch noch reichten, aber zweifellos sollte sich an dieses „zu“ doch noch etwas anschließen, und was das sein sollte, könnte wohl der Wachmann so wenig genau wissen wie ich. Ich hätte nur davon läuten hören, dass die Kommune als Parole ausgegeben habe: „Mit Hitler zur Hölle!“
He?! Wie?!

Man traute aber meinen diesbezüglichen Mutmaßungen nicht, und so blieb mir wieder einmal nichts anderes übrig, als mich auf der Wache reinzuwaschen – nicht etwa von der roten Mennigfarbe, denn die war ja ein „corpus delicti“, sondern von dem schmählichen Verdacht, dass ich etwa der illegitime Malermeister sei. In meinen Taschen fand man nichts, das sich beim besten Wohlwollen als Pinsel hätte anfechten lassen, aber man interessierte sich doch sehr dafür, wie wohl die Farbe hätte an meinen Anzug kommen können. Selbstverständlich konnte ich das sofort aufklären. Ich war nämlich zu Hause gerade dabei, für meinen Sohn eine Festung zu bauen, also hatte ich sicher beim Anstreichen des Daches mit der Farbe etwas zu sehr gespritzt. Nun also?!

Der Erfolg war eine längere Beratung der Herren Kommissare, und binnen kurzem durfte ich tatsächlich nach Hause gehen, bekam jedoch den Auftrag, am kommenden Tage einem polizeilich beauftragten Besuch die besprochene Festung mit frisch angestrichenem roten Dach vor Augen zu führen, da derselbe für militärische Dinge im allgemeinen und für Festungen

im besonderen ein eifriges Interesse habe.

Als ich dann meine Schritte ganz beruhigt der Heimat zulenkte, sah ich zufällig in einem Vorgarten jener Straße, in der man mich vorher verhaftet hatte, einen kleinen Marmeladeneimer stehen. In der Absicht, ihn anderntags auf dem Fundbüro abzugeben, nahm ich ihn mit. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als sich zu Hause der Inhalt als rote Mennigfarbe entpuppte. Wie aber staunte der Beamte, der am andern Morgen gegen 11 Uhr die Festung meines Sohnes besichtigte. Meine Frau hat sie ihm gezeigt. Ich selbst war leider fortgegangen und hatte vorsichtshalber meinen Jungen mitgenommen; denn manchmal tut Kindermund doch die Wahrheit kund.

In der folgenden Nacht hatte dieser Zwischenfall ein allerliebstes Nachspiel. Ich ging ganz zufällig in derselben Straße wieder spazieren, da sah ich in einem dunklen Torweg einen Schutzmann, der offenbar auf irgend etwas wartete. Immer bestrebt, die Polizei in ihrem schweren aufopferungsvollen Beruf zu unterstützen, wollte ich mich bereithalten, für den Fall, dass er meiner Hilfe bedürfen sollte, stellte auch ich mich in eine dunkle Ecke. Nach kaum zehnminutenlangem Warten vernahmen wir alle beide in der Nebenstraße laute Männerstimmen. Mein Schutzmann ging die wenigen Schritte bis zur Straßenecke, die meinem Standpunkt gerade gegenüber lag. Was aber sahen unsere beiden Augen? Gerade unter einer Gaslaterne stand ein Mann auf der Schulter eines andern, bestrebt, irgend etwas an die Wand zu kleben.

Das darf natürlich ein Schutzmann nicht durchgehen lassen. Also hin! Waren die beiden andern gewarnt worden? (Ich glaube so etwas wie einen Pfiff gehört zu haben.) Plötzlich liefen sie fort und der Schutzmann hinterher. Ein Katz-und-Maus-Spiel setzte ein. Sie ließen den Schutzmann auf etwa zwanzig Schritt herankommen, bevor sie ihre Schritte beschleunigten. Das

wiederholte sich etwa zehn Minuten lang. Dann mochte der Beamte wohl einsehen, dass er seinen Konkurrenten nicht gewachsen war; denn er gab das Spiel auf und zog sich auf seinen alten Posten zurück. Als er seine dunkle Ecke wieder erreicht hatte, ließ er seinen Augen auf die gegenüberliegende Wand schweifen, auf die in letzter Nacht Bubenhände einen halbvollen Satz gemalt hatten. Die Stirn des Wachmanns zog sich kraus und seine Hand fuhr über die Augen, die dann wieder die gegenüberliegende Wand anstarrten. War es möglich? Irgend jemand hatte sich die Mühe gemacht, den Satz zu vervollständigen. In blutroter Schrift stand dort: „Deutschland erwache! Mit Hitler zur Freiheit!“ Kopfschüttelnd zog der Blaue an meinem Versteck vorüber. „Die verfl... Nazis!“ hörte ich ihn noch murmeln. Die Aussicht auf eine Beförderung oder eine sonstige Dienstauszeichnung war für ihn wieder einmal zu Wasser geworden.

Gott sei Dank hat unsere Regierung eine Amnestie erlassen, sonst könnte unsere Polizei noch beim Lesen dieser Zeilen irgendwelche Rückschlüsse auf meine Person ziehen, die natürlich völlig unbegründet sind.

Dieser Klebe- und Maldienst war eine Beschäftigung, die uns immer viel Freude gemacht hat und war oft ein kleiner Roman für sich. Wir kamen uns tatsächlich vor wie verkappte Polizisten, denn da jedes Kleben und Malen grundsätzlich verboten war, fahndeten wir in den frühen Morgenstunden auf frische Kommunistenzettel, die wir dann überklebten mit unseren Aufrufen. Zum Abreißen waren die Kommunezettel meistens schon zu sehr angetrocknet, und überhaupt war ja das Ankleben nur an Mauern verboten, vom Ankleben auf andere Zettel war nichts gesagt.

Diese Tätigkeit war eine Heidenarbeit. Drei bis vier Wochen vor

einer Wahl hatten wir während des ganzen Tages Flugblätter zu verteilen, Abends war Saalschutz in irgendeinem Bezirk und des Nachts wurden die Straßen von gegnerischen Flugblättern befreit. Das waren dann die Tage, an denen wir unsere Familien, die Nacht mit eingerechnet, vielleicht einmal ein halbes Stündchen täglich sahen. Aber hätte der Tag achtundvierzig Stunden gehabt, wir hätten auch die gern in den Dienst der Sache gestellt, denn unsere Führer gingen uns mit dem glänzenden Beispiel voran.

Ab Mai 1929 fingen wir schon an, zu sparen. Weshalb? Für Anfang August hatte der Führer zum Reichsparteitag aufgerufen. Wer aber wollte da fehlen! Unterstützung von irgend einer Seite gab es nicht, aber es ging auch so. Unser Sturmführer richtete eine sogenannte Reisekasse ein, in die jeder pro Woche eine ganze Reichsmark einzahlen musste. Gut war nur, dass wir in der Zwischenzeit durch unseren Ortsgruppenleiter stark beschäftigt wurden, sonst hätten wir wohl vor lauter Aufregung den Tag gar nicht mehr erlebt. Sollten wir doch unseren Führer sehen und hören!

Einen Kameraden hatten wir, der war Werkstudent und ohne jedes Einkommen. Der lief schon wochenlang vor der Abreise mit trübsinnigen Blicken durch die Straßen der Stadt. Auf die Frage, was mit ihm los wäre, hörten wir immer die selbe Antwort: Wie komme ich um Gottes willen nach Nürnberg? Wenige Tage aber vor der Abreise änderte sich sein Benehmen und schlug in das gerade Gegenteil um. Freudestrahlend erzählte er jedem, der es hören wollte: „Morgen bekomme ich Reisegeld und ...Spesen!“ Er hatte einen genialen Gedanken gehabt, den er aber erst preisgeben wollte, wenn wir die mecklenburgische Grenze hinter uns gelassen hätten. Unsere Neugierde kannte keine Grenzen, als er uns beim Besteigen unseres Abteils eine wohlgefüllte Zigarettenschachtel präsentierte. Das ließ darauf schließen, dass das eingelaufene Geldschiff noch größer sei, als wir alle vermutet hatten. Hinter

Stendal erzählte er dann. Er war also zu unserer lokalen Tageszeitung gegangen und hatte sich dort als Berichterstatter für den Parteitag angeboten. Tatsächlich hatte er mit seiner Beredsamkeit den Verleger überzeugen können, wie wichtig ein Spezialberichterstatter sei und wie goldrichtig er gerade für diesen Posten wäre. Also bekam er Reisegeld und darüber hinaus täglich 5 Reichsmark Spesen. Nach unserer Rückkehr aber haben wir die Tageszeitung vergeblich nach dem Artikel unseres Kameraden durchsucht. Erschienen ist von seinen Geisteserzeugnissen nichts. Wahrscheinlich war dieser „auchnationalen“ Zeitung die ungeschminkte Wahrheit über Nürnberg nicht zweckdienlich.

Obwohl die SA. erst um 6 Uhr vor unserer Geschäftsstelle zum Abmarsch antreten sollte, waren die meisten Kameraden schon gleich nach dem Mittagessen erschienen. Voller Stolz wurden nochmals alle mitgebrachten Vorräte überholt, bis der eine oder der andere feststellte, dass er das Wichtigste natürlich vergessen hätte. So hatte das frühe Kommen auch nichts genützt. Im Gegenteil, erst im letzten Augenblick trafen einzelne im Trab ein. Beim Abzählen wurde festgestellt, dass für 26 Fahrkarten 27 Mann angetreten waren. Einer hatte sich also dazwischengemogelt. Schnell wurde festgestellt, dass dieser eine unser SA.-Rabbiner war, ein süddeutscher Kamerad mit tiefschwarzem Haar, der im Nebenberuf Theologie studierte. Seinen bürgerlichen Namen kannten wir kaum noch, so hatte sich der Spitzname eingebürgert. Er nahm's nicht übel und ging als Kamerad auf jeden Scherz ein. So leid es uns tat, aber wir mussten ihn zurückweisen, um nicht Unannehmlichkeiten zu haben, durch die unter Umständen auch unsere ganze Reise in Frage gestellt werden konnte.

Eine kleine Überraschung bereitete in meinen Kameraden noch mit meinem vierjährigen Jungen, den meine Frau in ein braunes Hemd gesteckt hatte. Er hatte seinen Tornister mit Kochgeschirr,

Brotbeutel und Feldflasche, genau so wie wir. In einer Art Hängematte verstauten wir ihn bald nach Abfahrt des Zuges, und der kleine Kerl hat uns nicht einen Augenblick irgendwelche Unannehmlichkeiten gemacht. Dem Führer sollte er einen Strandblumenstrauß überreichen.

Mit lautem Gesang marschierten wir, von unseren Angehörigen und den wenigen zu Hause bleibenden Parteigenossen begleitet, zum Bahnhof. Schnell verstauten wir uns in leerstehende Abteile, und der Zug setzte sich unter großen Tücherschwenken und Heilrufen in Bewegung. Bald schliefen wir ein, um mit aufgehender Sonne eine uns unbekannte Gegend bestaunen zu dürfen. Waren doch bisher nur wenige von uns über die Grenzen des mecklenburgischen Heimatlandes hinausgekommen. Durch mehrmaliges Umsteigen wurde leider der wohltuende Schlaf des öfteren unterbrochen.

Auf dem ersten Umsteigebahnhof glaubten wir, unseren Augen nicht trauen zu dürfen, denn unser SA.-Rabbiner stand in voller Lebensgröße und Kriegsbemalung vor uns. Wir hatten doch nur 26 Fahrkarten gehabt, und Geld, ja Geld hatte unser Kamerad immer so wenig wie wir. Der geheimnisvolle Fall klärte sich aber ganz natürlich auf. Der Rabbiner hatte uns zum Bahnhof begleitet und sich schweren Herzens eine Bahnsteigkarte erstanden, um uns zum Abschied zuwinken zu können. Kurz bevor sich der Zug in Bewegung setzt, steht unser Rabbi immer noch auf dem Bahnsteig, als ein Bahnbeamter eine Tür aufreißt und mit einem „Los-los“ ihn hineinschubst. So kam es, dass der Kamerad völlig verdattert im Abteil sitzt, als sich gerade der Zug in Bewegung setzt. Nun war er also bei uns und sah den Schrecknissen kommender Fahrkartenrevisionen wie ein Mann ins Auge. Unsere größte Sorge war das Verlassen des Bahnhofes in Nürnberg, aber auch das klappte, dank der Regie unseres Sturmführers, tadellos. So ist denn unser SA.-Rabbi mit einer Bahnsteigkarte zum

Parteitag nach Nürnberg und auch zurückgefahren. Später hat er uns gestanden, dass er noch nie in seinem Leben soviel Angst gehabt hätte, wie auf dieser Fahrt.

Wie rissen wir alle die Augen auf, als wir dann in Mitteldeutschland richtige Berge mit richtigen Burgen darauf zu sehen bekamen. Wie eindrucksvoll klar wurde uns erst jetzt, dass es sich schon lohnte, dieses herrliche Vaterland den roten Machthabern und ihren Helfershelfern aus den Klauen zu reißen, um es dem Mann anzuvertrauen, der allein uns die Gewähr bot, dass er es verwalten würde in unserem Sinne.

Ein Kamerad war von einer wahren Sammeleigenschaft erfasst. Er sammelte alles, was ihm in die Hände kam. Auf jedem Bahnhof sprang er mit elegantem Sprung aus dem Abteil, eilte auf den Erfrischungspavillon zu, ergriff dort irgendwas und rannte zurück. Glückstrahlend zeigte er uns auf unsere Frage 30 verschiedene Bieruntersetzer als Ausbeute der bisherigen Fahrt. Obwohl wir zur Nachtzeit im alten, schönen Nürnberg anlangten, waren die Straßen voller SA.-Männer, die unsere ins Quartier marschierende Kolonne immer wieder begeistert grüßten. Nach fast einstündigem Marsch kamen wir in unser Quartier, einer Schulbaracke, an, um uns sofort zur Ruhe zu begeben. Bekamen wir doch gleich nach unserer Ankunft den Befehl, am kommenden Morgen um 7 Uhr ohne Gepäck marschbereit zu sein. Also hieß es, schnell noch einige Stunden schlafen. Unser ganzer Sturm wurde dann in der Frühe immer zu sechs Mann auf bereitstehende Lastwagen verteilt und zum Güterbahnhof gefahren, um hier im Laufe des Tages noch 35-40 Waggons Stroh auf die Lastwagen umzuladen. Das stellte die Daunenbetten für die später noch ankommenden SA.-Kameraden anderer Gaue dar. Abends gedachten wir, noch einmal das gute bayrische Bier zu probieren, aber die Herren Kommunisten machten uns wieder einmal einen dicken Strich durch die Rechnung dadurch, dass sie einzeln gehenden

SA.-Männern auflauerten, um sie kaltblütig niederzumachen. Der Erfolg dieser Überfälle war der Befehl, in den Quartieren zu bleiben. Ei – hatten wir eine Wut auf unsere lieben Freunde! Die Oberste SA.-Führung hatte aber wieder einmal das Spiel der anderen durchschaut. Denn hätten wir kein Ausgangsverbot bekommen, hätten wir schnell mit dem roten Spuk aufgeräumt, aber die Regierung hätte auch gleichzeitig Gelegenheit bekommen, ihre Severinggarde auf uns loszulassen und hinterher wohlmöglich die Partei zu verbieten. Wir SA.-Männer hörten mit gewohnter Disziplin auf unsere Führer, und so blieb alles ruhig.

Der kommende Tag wurde durch Exerzierdienst auf dem Schulhof reichlich ausgefüllt.

Nachts war ich dann im schönsten Schlaf, als ich von unserem Sturmführer leise geweckt wurde. Im Flüsterton erzählte er mir, dass der Führer zwecks Quartierbesichtigung jeden Augenblick eintreffen könnte, ich sollte schnell meinen Sohn in die Uniform werfen, damit er dem Führer den mitgebrachten Strandblumenstrauß überreichen könne. Um die übrigen Kameraden nicht zu wecken, zog ich mit meinem Jungen auf den Flur und kleidete ihn schnell an, und wir drei, der Sturmführer, mein Sohn und ich, warteten auf den Führer. Nach kurzer Zeit – der Junge war gerade wieder dabei, einzuschlafen – wurden wir durch Fensterklirren unsanft aus unserer Ruhe aufgeschreckt. Aufgestürzt sahen wir gerade noch einige dunkle Gestalten um die nächste Ecke eilen. Der ganze Sturm, durch ein Pfeifsignal vom Sturmführer alarmiert, lief hinter den Mordbanditen her. Leider war es nicht möglich, einen einzigen der Halunken zu fassen, da wir vollständig im Dunkeln tappten und keinerlei Ortskenntnis besaßen. Wohl aber stießen wir auf eine Sipo-Patrouille zu Rad, die sofort bei unserem Anblick die Räder fortwarf und das Feuer auf uns eröffnete. Dadurch wurden wir nervös und kamen auseinander. Ich wurde mit einem anderen Kameraden in eine

Nebengasse abgedrängt, wo wir auf Berliner SA. stießen, die ebenso wie wir durch Steinwürfe aus ihrer Ruhe gestört worden waren. Eine andere Sipo-Patrouille schnitt uns den letzten Ausweg ab, indem sie ebenfalls ihre Kanonen feuerbereit machten. So kam es, dass wir den einen Beamten durch Eintreiben seines Tschakos blind machen mussten, um zu entwischen. Dabei verlor der Mann sein Gewehr, das am folgenden Tage natürlich ohne Erfolg in unserem Quartier gesucht wurde. Wir entwischten also, befanden uns jedoch nun in einem Stadtteil, von dem unser Quartier zu finden, eine glatte Unmöglichkeit schien. Wir zwei hatten uns von unseren Berliner Kameraden verabschiedet und bewegten uns in der Richtung, in der nach unserer Meinung die Schule liegen musste. Ein Trupp Menschen kam uns entgegen, Männer und Frauen, gut bürgerlich scheinend und offenbar von einer Versammlung zurückkehrend. Wir gingen also auf sie zu, um uns nach der Wegrichtung zu erkundigen, die wir einschlagen müssten. Die Gesellschaft war außerordentlich freundlich und erbot sich sogar, uns in das Quartier zu begleiten. Wer beschreibt unser Erstaunen, als nach wenigen Schritten wir schon von links, rechts, von vorne und hinten, von allen Seiten die Gummiknüppel auf uns niedersausen spürten. Wir wehrten uns wie die Löwen, aber was nutzte es gegen diese Übermacht?! Nicht lange dauerte es, bis mein Kamerad zusammenbrach. Ich riss ihn an mich, stellte mich über ihn und ließ abermals meine Fäuste wirbeln. Wie lange sollte dieser ungleiche Kampf noch dauern? Da bekam ich einen mörderischen Schlag über den Kopf, dass mir fast die Sinne schwanden. Mit halbem Bewusstsein sah ich jedoch noch, dass die Kommune nunmehr begann, unter Mitnahme ihrer am Boden liegenden Kameraden auszureißen. Mit letzter Kraft klammerte ich mich an einen neben mir liegenden Gegner, um zu verhindern, dass auch der noch fortgeschleppt würde. Rufe: „Schlag doch das Aas tot“, schienen Beifall gefunden zu haben, denn hageldicht prasselten die Schläge auf mich nieder. Das nahm mir den Rest meiner Besinnung. Von einem scharfen, beizenden Geruch, der

mir in Mund und Nase brannte, erwachte ich wieder. Irgendjemand saß neben mir im Rinnstein und heulte zum Gotterbarmen, man hätte doch ihn totschlagen sollen. Nun hätte ich sein Leben gerettet und meins dafür geben müssen. Ich fühlte mich viel zu jung, um schon mit dem Leben Schluss gemacht zu haben und schlug die Augen auf. Ein paar Schlucke Kognak gaben mir schnell die Besinnung wieder, und ich wollte nichts mehr wissen von Krankenhaus und ähnlichen Dingen, wohin mich die Freunde bringen wollten. Blitzartig durchzuckte mich jetzt erst in diesem Augenblick der Gedanke an meinen Sohn, und ich bat, so schnell wie möglich in mein Quartier gebracht zu werden. Der Truppführer der SS.-Streife ließ antreten und erst jetzt sah ich, dass der Trupp einen Zivilisten mitführte, es war der Kommunist, in den ich mich noch vor dem Schwinden meiner Besinnung verkrampft hatte und der auf der nächsten Wache der Polizei übergeben werden sollte. Als uns kurz vor unserem Quartier eine Polizeipatrouille begegnete, begann der Mann urplötzlich um Hilfe zu schreien. Alle Erklärungen des SS.-Führers nutzten nichts. Wir mussten den Mann herausgeben und uns alle ausweisen. Wir konnten es, der Bandit jedoch nicht. Trotzdem ließ man ihn sofort laufen, da er erklärte, ganz harmlos aus einem Lokal gekommen zu sein und von uns angefallen und niedergeschlagen zu sein. Erst das höhnische Rotfront-Rufen des Entlassenen brachte wohl den Polizeiwachtmeister auf den Gedanken, dass er einen Fehler gemacht haben könnte. Um diesen Fehler zuzugeben, dazu besaß er allerdings ein viel zu großes Gefühl für „Autorität“, und so durften wir froh sein, dass man uns nicht in Haft nahm, sondern mit einem scharfen Anpfiff in unsere Schule schickte.

Unser Sturmführer war schon in großer Sorge um uns, denn die ganze Angelegenheit hatte immerhin ihre zwei Stunden gedauert. Bis auf unseren brummenden Schädel war aber nun alles wieder in Ordnung. Wo aber war mein Junge?

Tatsächlich hatte in der Aufregung niemand an den Bengel gedacht, und der war weg – spurlos von der Bildfläche verschwunden. Es blieb nichts anderes übrig, als anzunehmen, dass der Junge, als ich aus der Haustür herauslief, hinter mir hergelaufen war und nun in der fremden, nächtlichen Stadt umherirrte. Schon waren wir dabei, Abteilungen zu je acht Mann einzuteilen, um ihn zu suchen, als hinten im Saal jemand ihn fand. Tatsächlich lag er ganz unter Stroh und Decken versteckt und schlief mit knallroten Backen den Schlaf der Jugend. Als ich den Kleinen jetzt vorsichtig zu meinem Lager trug, erwachte er und erzählte mir, dass er es hätte schießen hören, deshalb habe er sich verkrochen – nicht aus Angst natürlich, aber draußen sei eben so ein Krach gewesen, dass er nicht habe schlafen können, und nun soll ich ihn endlich schlafen lassen.

Am nächsten Tage durften wir immer in Trupps von 8-10 Mann ausgehen und die schöne, alte Stadt besichtigen. Um 6 Uhr abends wurde zum Fackelzug angetreten. Herrgott, war das ein herrliches Gefühl, diese Menge von SA.-Männern zu sehen! Fast vier Stunden dauerte der Vorbeimarsch.

Mit einigen Kameraden wollten wir nun doch endlich einmal das berühmte bayrische Bier einer eingehenden Prüfung unterziehen. Das Lokal, das uns zusagte, stellte sich später als Klubhaus eines der berühmtesten Sportvereine heraus. Zunächst jedoch fanden wir bei den Gästen eine reichlich kühle Aufnahme. Unser Sturmführer aber hatte einige Semester in München studiert und verstand sich somit auf die bayrische Volksseele. Bald hatte er heraus, dass man uns für Berliner, also für die damals dort unten so beliebten Saupreußen hielt. Schnell war der Irrtum aufgeklärt, der Vereinsvorstand berief eine eilige Sitzung ein, in deren Verlauf wir als Ehrengäste des Vereins geladen wurden, an einer improvisierten Festtafel Platz zu nehmen.

Das Bier fand unsere ausgesprochene Billigung und schmeckte von einer „Halben“ zur anderen besser, bis wir schließlich feststellten, dass es so unter gar keinen Umständen weitergehen könne. Bei einigen Kameraden war schon festzustellen, dass wir diese Sauffschlacht ehrlos verlieren würden. Einer zählte schon zum zweiten Male aus zwei Glühbirnen deren vier heraus, und ein anderer geriet in Rührung vor einem an der Wand aufgehängten Büffelhorn – es erinnerte ihn zu sehr an seine engere Heimat. Alles das waren Anzeichen, die darauf schließen ließen, dass unser mecklenburgischer Magen diese Unmengen von Bier nicht in dem Maße vertragen würde, wie die daran gewöhnten bayrischen, denn denen war noch genau nichts anzumerken. Ein Ausweg schien unserem Sturmführer in Schnaps zu liegen. Zwar schmeckt er bei weitem nicht so gut, wie unser Rostocker Doppelkümmel, aber immerhin...! Der Sturmführer hielt eine Rede, in der er darauf hinwies, dass wir nun lange den Gastgebern in ihrem Stoff Bescheid getan hätten, nun möchten auch sie unserem Norden die Ehre geben und nicht zach sein. Na – die Wirkung! Die Sieger aber in dieser Schlacht waren wir. Bis ein Uhr hatten wir Urlaub gehabt. Ein schneller Blick auf die Uhr überzeugte uns, dass es bedauerlicherweise jetzt bereits fast drei Uhr sei. - Malheur! Einer von uns, der als Soldat gedient hatte und nichts hatte anbrennen lassen, verwies uns auf den Weg über die Schulhofmauer. Aber – dor hatt ne Uhl säten – auf der Innenseite der Mauer patrouillierten SA.-M. So hielt denn unser Sturmführer eine kurze markige Ansprache, die darin gipfelte, dass wir den Mut gehabt hätten, dem Befehl zuwider zu handeln, also sollten wir auch jetzt den traurigen Mut aufbringen, das auf uns zu nehmen, was danach kommen müsste. Der Sturmführer ging voraus und wir andern hinterher – so hielten wir unseren Einzug durch das Hauptportal und gaben mit dem Mute der Verzweiflung unsere Sturmnummer und Namen preis.

Als wir am nächsten Morgen angetreten waren, kam der Osaf Ost

und ließ sämtliche Zu-spät-Gekommenen der letzten Nacht drei Schritte vortreten und hielt uns eine kurze Rede, die uns die Scham in das Gesicht trieb. Glücklich waren wir erst, als wir wieder eintreten durften.

SA.-Aufmarsch im Luitpoldhain! Endlich also würden wir wieder einmal den Führer sehen und hören. Die Herzen schlugen uns schneller, die Begeisterung der am Wege stehenden Menge kannte keine Grenzen und riss uns mit, man überschüttete uns mit Blumen, und der ganze Aufmarsch glich einem Triumphzug. Der weite Platz wogte wie ein ungeheures braunes Meer, denn was bedeuten doch damals im Jahre 1929 70000 SA.-Männer, besonders für uns, die wir in unserer Heimatstadt nur deren 40 zählten. Und gerade deshalb glaubten wir an unsern endlichen Sieg, weil wir so wenig waren, weil unser Wachstum so gar nichts künstliches an sich hatte, sondern organisch war. Der Sieg musste doch unser sein! Mit dieser Überzeugung im Herzen traten wir noch am gleichen Abend die Rückfahrt an.

VI.

Nach einem solchen Erlebnis das Gleichgewicht wiederzufinden und seinen täglichen Trott abzureißen, ist nicht ganz einfach. Man tat auch nichts, um es uns zu erleichtern. Als ich am ersten Morgen in der Heimat meine Arbeitsstelle betrat, wurde ich sogleich vom knallroten Betriebsrat aufgefordert, mich sofort im Betriebsratszimmer zu melden. Ich hatte eine kleine Ahnung von dem, was nun kommen würde. Mein Guten-Morgen-Gruss wurde von Arbeitervertretern überhört, da sie angelegentlich in einem Bündel Akten blätterten. Als ich mich nach minutenlangem Warten durch heftiges Husten in Erinnerung brachte, nahm endlich der Betriebsratsvorsitzende allen Mut zusammen und forderte mich auf, Platz zu nehmen, ich musste dankend ablehnen, weil der

bei einer Verhandlung Stehende immer größer erscheint, als der Sitzende. Nach betretenem Schweigen erhob sich auch der Vorsitzende und erteilte dem Betriebsratsmitglied Soundso das Wort.

„Mein lieber Kollege“, begann Herr Soundso salbungsvoll, „wie uns vor einigen Tagen mitgeteilt wurde, bist Du Mitglied der Nazipartei und sollst sogar der SA. angehören, welche doch ein ganz reaktionäres Gesindel ist, das nur die Niederknüppelung der organisierten Arbeiterschaft will. Willst Du Dich nun zu diesen Gerüchten äußern?“

O ja, das wollte ich. Aber anders, als der Herr sich das gedacht hatte. Ich überlegte einen Augenblick, ob ich diesem Kollegen und Arbeitervertreter nicht die geballte Faust in das Gesicht schlagen sollte, besann mich aber doch eines Besseren. Er schien es mir nicht wert. Und so sprach ich denn mit vor Erregung zitternder Stimme vom Wollen des Nationalsozialismus, vom Führer und seinem Kampf um die Seele jedes einzelnen Volksgenossen. So sprach ich eine ganze Stunde, und die Betriebsratsmitglieder nagten an ihren Unterlippen, wagten nicht zu unterbrechen, auch als ich von der Verlogenheit der marxistischen Führung sprach. Nach Schluss meiner Rede wurde mir bedeutet, dass ich einen Augenblick im Vorzimmer warten möchte. Was würde nun kommen? Mochte da kommen, was wollte. Als SA.-Mann war mein Weg klar und deutlich vorgezeichnet. Mit einem lauten „Heil Hitler“ betrat ich wiederum das Zimmer. Der Vorsitzende begann zunächst, ein ausführliches Protokoll zu verlesen, dass mir keine Wahl ließ: die organisierte Arbeiterschaft sei nicht gewillt, mit einem Nazi zusammenzuarbeiten. So solle ich denn sofort in Gegenwart des Betriebsrates meinen Austritt aus Partei und SA. auf einem bereitgelegten Aktenbogen vollziehen. Sollte ich mich weigern, hätte ich sofort den Betrieb zu verlassen.

Meine Antwort auf dies Ansinnen war ein lautes „Heil Hitler“ und eine stramme Kehrtwendung. Auf eine Beschwerde beim Verband erhielt ich ein Vierteljahr keine Antwort, und so sandte ich unter „Einschreiben“ mein Mitgliedsbuch mit einer Austrittserklärung an die Genossen ein.

Schmalhans war wieder Küchenmeister, aber dafür konnte ich mich jetzt auch wieder ganz für die Idee des Führers einsetzen. Der Betriebsrat hatte genau das Gegenteil von dem erreicht, was er erreichen wollte. Ja, ja, es waren harte Jahre des Kampfes, den die SA. in vorderster Reihe, Schulter an Schulter mit den Politischen Leitern zu kämpfen hatte.

Oder ist es keine harte Schule, die uns zwang, gelegentlich einmal Gott auf den Knien zu danken für... Zahnschmerzen?! Einen abendlichen Besuch bei meinen Eltern hatte ich abgesagt, da ich ganz plötzlich Zahnschmerzen bekam, hässliche, bohrende, quälende Zahnschmerzen. Ich packte die Backe, hinter der ein Zahn schmerzte, schön warm ein, und die Wärme linderte auch die Schmerzen, aber ich wagte doch nicht, nach draußen zu gehen. So musste der Besuch unterbleiben, auf den sich meine Frau schon gefreut hatte. Die Kinder hatten wir ins Bett gelegt und saßen selbst noch lesend am Tisch, als das jüngste der beiden Kinder plötzlich begann, sich zu erbrechen. Wir dachten noch nichts Arges und ich schalt mit meiner Frau, dass sie bei der Ernährung der Kleinen etwas versehen haben müsse, als auch beim älteren Jungen das gleiche Würgen begann. Die Kleine lag blass und still da, bis der ganze Körper begann, sich in heftigen Zuckungen hin und herzuwerfen. Jetzt holte ich in aller Geschwindigkeit einen Arzt, der eine Vergiftung feststellte und die Kinder sofort in einem Auto zur Klinik bringen ließ. Die Kinder wurden gerettet – wir mussten Proben unserer Nahrung des letzten Tages zur Untersuchung bringen, man fand nichts Verdächtiges. Nur von einem halben Liter Milch hatten wir keine Probe mehr, den erst

der Junge zum Abendbrot geholt hatte, und den die Kinder allein getrunken hatten.

Hätte ich nicht Zahnschmerzen bekommen, wären wir fort und die Kinder allein gewesen. Der Oberarzt in der Klinik meinte, dass ein fünf Minuten späteres Einliefern für sie den Tod bedeutet hätte.

Die Polizei zeigte wenig Interesse an der ganzen Sache, waren es doch nur die Kinder eines der bekanntesten SA.-Männer. Man hatte mir ja an dieser Stelle oft genug gesagt, ich solle mich ruhig verhalten, wenn ich keine größeren Unannehmlichkeiten von der Gegenseite haben wolle. Die Schuld läge also letzten Endes bei mir. Als der Junge wieder zu Hause war und sich erholt hatte, begann ich, ihn systematisch auszufragen. Ob er etwas Schönes bekommen habe, als er die Milch aus dem Laden holte. Nein! Ob er jemanden getroffen habe? Ja? - Einen Mann! Was der gesagt habe? Ich sollte ihm einen Priem holen, er wollte die Milch so lange halten. Ob er das getan habe? Ja. Ob er den Mann wiedererkennen würde? Nein – Es war ja dunkel gewesen. Das war alles, was ich herausbekommen konnte, und es genügte der Polizei nicht, um Nachforschungen anzustellen. Ich bin auch heute noch der Ansicht, dass es sich hier um einen Vergiftungsversuch gehandelt hat, mit dem man den verhassten Nationalsozialisten treffen wollte, schlimmer, als wenn man ihn selbst getötet oder zum Krüppel geschlagen hätte. Das waren Kampfmethoden, wie man sie gegen uns anwandte. Was konnten wir dem entgegensetzen? Konnte es wundernehmen, dass hier und dort einmal einer im Kampfe gegen die Parteiprinzipien verstieß und auf einen groben Klotz einen groben Keil setzte? Wie oft tat es uns leid, wenn wieder einmal ein alter Kämpfer aus unsern Reihen ausscheiden musste, weil er die Sache und das Ansehen der Partei geschädigt hatte. Wir sahen ein, dass es so sein musste und auch die Ausgeschlossenen sahen es ein, sie blieben in ihrem Herzen auch weiterhin treue Nationalsozialisten, wenn sie auch das

Abzeichen und das braune Hemd nicht mehr tragen durften.

Überall also Kampf! Hier öffentliche Mordhetze mit ihren Terrorakten, und dort der Kampf hinter den Kulissen, den unsere politische Führung auszufechten hatte. Immer mehr aber festigte sich in uns der Glaube, dass wir nicht mehr weit vom Siege entfernt sein konnten.

Anfang November 1929 wurden von unserem Ortsgruppenleiter drei NS.-Tage aufgezogen. Es war unsere erste größere Tagung und Kundgebung, die nicht wenig Aufsehen erregte, da schon vierzehn Tage vorher große Anzeigen in allen Zeitungen unseres Kreises erschienen. Der Sonnabend war bestimmt für Kongresse aller Art, am Sonntag fand der erste größere SA.-Aufmarsch in den Mauern unserer Stadt statt, während am Montag der Pg. Wagner (Bochum) in einem mittelgroßen Saal sprechen sollte.

Uns SA.-Männer interessierte naturgemäß der Sonntag am meisten. Hatten wir bisher nur Flugblatt- und Zeitungshandel betrieben, trat jetzt, vier Wochen vor dem Aufmarsch, der Wehrsport in den Vordergrund, wollten wir doch dem staunenden Bürgertum eine wohldiziplinierte Truppe vorführen. Also hieß es: Exerzieren und nochmals Exerzieren! Da fast unsere gesamte SA. aus Frontkämpfern oder Freikorpssoldaten bestand, waren wir bald fertig. Unser Sturm war mit den Außentrupps jetzt auf gut achtzig Mann angewachsen. Eines Abends wurde uns gegen zehn Uhr vom Sturmführer mitgeteilt, dass an demselben Abend noch der Standartenführer uns besichtigen wolle. Im Eilmarsch wurde in ein benachbartes Ausflugslokal marschiert, um schnell noch die Begrüßung zu üben. Zeit dazu hatten wir, denn der Staf konnte erst gegen elf Uhr eintreffen. Damit dessen Ankunft uns auch rechtzeitig gemeldet wurde, stellten wir einen Posten etwa 100 Meter vor das Lokal. Drinnen musste ein Kamerad an die Tür treten und als Staf hereinkommen. Dann machte der Sturmführer

die Meldung und der imitierte Standartenführer rief uns laut mit „Heil Sturm 5“ an. „Heil Standartenführer“ antworteten wir im Männerchor. Mag der Sturmführer ein wenig aufgeregt gewesen sein oder war es mit uns der Fall – jedenfalls wollte und wollte die Geschichte nicht klappen. Schließlich war der Sturmführer der Überzeugung, dass es nun wohl so leidlich gehen müsse, und so begannen wir denn jetzt des Kommenden zu harren.

Am linken Flügel waren einige neue Kameraden noch in Zivil angetreten, sie kannten sich gegenseitig noch nicht und wir sie auch nicht recht. Da trat einer von diesen lächerlichen Zivilisten aus dem Glied und meinte ganz trocken: „Begrüßt bin ich ja nun – dann möchte ich jetzt auch einige Bewegungen sehen.“

Beängstigende Stille ringsum. Der Sturmführer fasst sich zuerst. „Menschenskind - - Menschenskind! - Wie kommst Du dazu, aus dem Glied auszutreten? Wer hat denn etwas von Wegtreten gesagt? He? Wo kommst Du überhaupt her? Zu welchem Trupp gehörst Du? Wer ist Dein Scharführer?“ Da reißt der andere die Knochen zusammen: „von Z..., Standartenführer der Standarte 90!“ Donnerwetter, wie klappte da aber unser „Heil Standartenführer!“

Der Sturmführer fühlte sich geschlagen und brauchte eine ganze Weile, um wieder zu sich zu kommen. Der Staf war ein Frontschwein und hatte Sinn für Humor, der wusste unsern Sturmführer binnen kurzem schon auf andere Gedanken zu bringen. Der viel besprochene Sonntag kam heran, und vierhundert SA.-Männer durchzogen unsere spießbürgerliche Stadt. So etwas hatten Freunde und Gegner noch nicht erlebt. Vierzehn Tage später fand ein sogenannter Aufmarsch des Reichsbanners statt. In Stärke von 5000-6000 Menschen waren diese zusammengekommen und bildeten wilde Heerhaufen. Das war ein Unterschied gegenüber unserer kleinen Truppe. Mit

großen Butterbrotpaketen zogen diese Garden Hörfings durch die Straßen. In Dreier-, Vierer- und Achter-Kolonnen, wie es sich gerade traf, marschierten sie. Jede zweite Rotte mühte sich mit einer riesengroßen blutroten Fahne ab.

Der Stab über diesen Aufmarsch brauchte nicht von uns gebrochen zu werden – die Bevölkerung brach ihn von selbst. Dazu steckte dem Deutschen zuviel militärischer Sinn in den Knochen, als dass er nicht zu unterscheiden wüsste zwischen Strammheit und Lächerlichkeit.

Ja, wenn die Nazis auch lange nicht soviel waren – ausgesehen haben sie doch besser. - Das hörte man auf der Straße von jedem zweiten Menschen. Die Herren SPD.-Führer haben auch wohl gemerkt, dass ein derartiger Anschauungsunterricht nicht viel fruchtet, denn nie wieder haben sie uns einen solchen Aufmarsch vorgesetzt. Eigentlich war es schade drum. Man lachte doch so gerne einmal.

Am Montagnachmittag gab unsere in der Stadt gebliebene SA.-Kapelle ein Platzkonzert. Wir waren gerade mit dem letzten Flugblattverteilen für die Wagner-Versammlung fertig, als alle erreichbaren SA.-Männer und Parteigenossen auf den Konzertplatz befohlen wurden, da die Kommune unsere Kapelle dauernd bedrohte. Also hin! Eine Taxe gab ihr bestes her und schaffte es auch. Der Platz war schwarz voll Menschen, durch die wir hindurch mussten, wollten wir in die Nähe unserer Kapelle gelangen. „Achtung!" brüllte der Sturmführer, und schon bildete sich für uns eine Gasse, durch die wir ungehindert in die Nähe der Kameraden kamen. Die stießen noch einmal so kräftig ins Horn, als sie uns neben sich sahen. Ja – Frechheit siegt immer, wenn ein paar kräftige Fäuste dahinterstehen. So verhinderten wir wieder einmal mit zwölf Männern eine solide Prügelei. Das Konzert konnte programmäßig beendet werden. Mit einem flotten Marsch

rückten wir ab und alles blieb ruhig – aber es schien uns eine beängstigende Ruhe vor dem Sturm zu sein.

Zu 8 Uhr 30 war die Versammlung angesetzt. Wir waren aber durch frühere Gelegenheiten gewitzigt, bereits um 7 Uhr im Saal und wiesen den Besuchern die Plätze an, die sie haben sollten und nicht die sie haben wollten. So wurde die Galerie beispielsweise nur von Parteigenossen und uns bekannten Anhängern besetzt. An die rechte Seite des Saales, die vollkommen fensterlos war, wurde die Kommune platziert. So sollte uns wenigstens keiner so leicht entkommen können, wenn es doch wieder einmal hart auf hart gehen sollte. Alles war also so gut wie irgendmöglich organisiert. Als Türwache wurde meine Gruppe in Stärke von acht Mann bestimmt.

Wagner schlug die Versammlung vollständig in seinen Bann. Auch die Kommune wagte keinen Muckser. Nach Schluss wurde zuerst die linke, also von Anhängern besetzte Saalseite geräumt, an diese schloss sich die Kommune an. Sie ließen sich willig bis zum Ausgang von uns leiten. Kaum aber hatte der letzte die Türwache passiert, als auch draußen schon Frauenstimmen laut um Hilfe riefen. Mann neben Mann folgte meine Gruppe der Kommune, die übrigen SA.-Männer durften den Saal nicht verlassen. Wir gingen bis an den Straßenrand und nicht darüber hinaus, obwohl auf der Straße dauernd jemand um Hilfe schrie – wahrscheinlich irgendein kommunistisches Frauenzimmer, das uns hervorlocken wollte, damit es ihren Genossen ein leichtes sei, uns paar Männer zu überfallen. Als die Gegner merkten, dass sie so nichts bei uns erreichten, flogen plötzlich große Steine auf uns. Zwei Männer meiner Gruppe lagen urplötzlich auf der Erde und wurden mit Stiefelabsätzen, Gummi- und anderen Knüppeln bearbeitet, auf uns restliche sechs prasselten die Schläge hageldicht. „Aha!“ dachte ich, „die geistigen Waffen!“ Ich hätte nie geglaubt, dass geistige Waffen solchen Schmerz verursachen können. Jetzt war

es mit unserer Ruhe vorbei. Zwei kurze Signale auf meiner Trillerpfeife und wir griffen an. Als jetzt auch noch die vierzig im Saal gebliebenen SA.-Männer uns zur Hilfe kamen, gabs für die Kommune kein Halten mehr. Im Fliehen stach ein Bandit auf einen gänzlich unbeteiligten Zivilisten mit dem Messer ein. Dass ich diesen rettete, trug mir später vor dem republikanischen Gericht eine Geldstrafe von 25 Reichsmark ein, weil ich nicht gerade sachte mit dem Rowdy verfahren war. Der aber brauchte nur 10 Reichsmark blechen. Der Zivilist unterschrieb, bevor er ins Krankenhaus kam, aber noch seinen SA.-Verpflichtungsschein.

VII.

Gleich nach unsern drei NS.-Tagen, wie wir sie stolz genannt hatten, setzte der erste Massensturm in die Partei ein. Wir haben uns später an andere Begriffe von Massen gewöhnt, aber damals war unser Ortsgruppenleiter doch stolz, als er uns eines Tages mitteilen konnte, dass er im Laufe einer Woche siebzig Aufnahmeanträge erhalten habe. Wir SA.-Männer freuten uns mit über den Zuwachs, denn auch auf uns fiel ein gerüttelt Maß von Volksgenossen, die nicht allein das Parteiabzeichen tragen wollten, sondern auch strammen SA.-Dienst mitmachten. Besonders freute es mich, dass mein jüngerer Bruder nun endlich dem Stahlhelm Ade sagte, um in der SA. das zu finden, was er bisher vergeblich gesucht hatte – die Kameradschaft. Ich sehe noch heute sein erstauntes Gesicht, als er beim ersten Dienst neben einem Arzt marschierte, der ihn auf seine Anrede hin zurechtwies: „Du, jetzt bin ich SA.-Mann und Kamerad und nicht Doktor.“ Dann erzählte er ihm folgende kleine Geschichte: Im Oktober 1914 war der damalige junge Akademiker als Kriegsfreiwilliger ins Feld gerückt. Der erste Kamerad, den er draußen trifft, ist sein letzter Lehrer, der die erste Stufe zum Generalfeldmarschall schon erklommen hatte, er war nämlich Gefreiter. Unser Doktor geht auf ihn zu und begrüßt ihn freudestrahlend als Herrn Professor. „Mein

lieber Junge," sagt der Schulmeister da, „der Professor ist nicht in den Krieg gezogen, denn mit mathematischen Gleichungen kann man keinen Krieg gewinnen. Wer hier vor Dir steht, ist Gefreiter und Kamerad – weiter nichts. Heute zieh ich Dich vielleicht aus dem Dreck und morgen Du mich. Jetzt mache nicht so ein verdutztes Gesicht, sondern gib mir erst mal eine Zigarette." Der Doktor lächelte versonnen, als er diese alte Erinnerung meinem Bruder gegenüber auskramte.

„Und diese Kameradschaft, mein Junge, die aus Not und Dreck geboren wurde, die setzen wir heute in der SA. fort – verstanden?" Hei, das war ein anderer Ton, als „Haben Herr Doktor gut gespeist?"

Da ich als Anzeigenwerber oder besser „Annoncenaquisiteur" durch ganz Mecklenburg reisen musste, lieferte mir meine Firma ein Motorrad. Das war in bildschöner Ordnung, denn es war das einzige Motorfahrzeug, das uns nun zur Verfügung stand, und so trug es Abend für Abend einen unserer Redner von Versammlung zu Versammlung, ohne dass der Ortsgruppe Kosten entstanden. Mancher meiner Parteigenossen, der heute irgendein hohes Staatsamt bekleidet, wird gern an die Zeit zurückdenken, da ich ihn bei Schnee oder Glatteis über die Chaussee schaukelte oder auf einem unergründlichen Landweg an sein Ziel führte, das irgendein Landgasthof oder hier und dort auch einmal eine Dorfschule war. Dann wurde unser Kamerad Maschine in irgendeine dunkle Ecke gestellt, wo wir ihn nach der Versammlung meistens mit einem oder gar zwei Plattfüßen wiederfanden. War ein harmloser Gegner der Täter, begnügte er sich damit, mit einem Nagel hineinzustechen. Böswilligere zerschnitten die Decken in unzählige Stücke, so dass wir dann in der Nacht fünfzehn oder zwanzig Kilometer schiebend zurücklegen mussten. Rosig war unsere Stimmung dann nicht, aber dennoch: wunderschön war die Zeit!

Eines Abends hatten wir eine Versammlung in einem kleinen Nest, die am Tag zuvor von SA. propagiert worden war. Da in diesem Dorf noch kein Parteigenosse saß, musste ich, wie meistens, die Versammlung eröffnen – eine Massenversammlung, denn ganze drei Leute wollten begeistert unsern Worten lauschen. Der Redner hatte wohl eine halbe Stunde gesprochen, als in die Saaltür etwa sechzig Kommunisten hineinkommen. Entzückt waren wir beide nicht von diesem Zuwachs unserer Zuhörerschaft, aber unser Redner wechselte das Thema nicht und hieb weiter ein auf den Marxismus im allgemeinen und den Kommunismus im besonderen. Trotzdem ging die Versammlung in Ruhe zu Ende. Einer – es war wohl der Ortsführer der anderen – meldete sich zum Wort. Er sagte, dass er nach der prächtigen Rede nichts mehr sagen wolle, denn er sei nicht so bewandert im Reden und auch im Kommunismus nicht. Aber Kommunisten wären sie deshalb doch alle, wenn sie es auch nicht so von sich geben könnten. Der Redner ihrer letzten Versammlung habe erklärt, dass sie nachher alle Bauernstellen aufteilen wollten und da könnte ihnen niemand verdenken, wenn sie nicht mit dabei sein sollten. Weiter erzählte er, dass sie alle gar nicht hätten zur Versammlung kommen wollen, aber es sei Befehl gewesen und ihre Knüppel hätten die draußen liegen gelassen, es wäre doch feige, wenn sie alle zusammen über uns hergefallen wären.

Jeder Großstadt-SA.-Mann wird denken, dass wir aber gemütliche Gegner gehabt hätten. Leider aber waren sie nicht alle so. Diese Versammlung war uns aber ein Beispiel, auf wie schwachen Füßen der Kommunismus beim Landarbeiter stand, und dass immer erst landfremdes Gesindel kommen musste, um Mord und Totschlag zu predigen.

Die Bezirksleitung der KPD. hatte sich den Verlauf der Versammlung wohl anders gedacht, wie aus dem folgenden zu beweisen ist: Kaum sind wir 200 bis 300 Meter im Landweg drin,

der uns wieder in die Stadt führen soll, als zwei große Personenwagen unabgeblendet uns entgegenkommen. Wir müssen uns schimpfend bequemen, in den Fußsteig einzubiegen. Das erste Auto ist auf gleicher Höhe mit uns, als Menschen herausspringen und sich auf uns stürzen. Die Hand saß uns damals locker im Gelenk und so wollte ich schon ausholen, als ich meinen Bruder erkannte. „Da bist Du ja!“ rief er einmal über das andere aus. Beide Wagen waren mit Kameraden besetzt gewesen, die nun einen Freudentanz um uns aufführten. Wir standen ihnen verständnislos gegenüber und sollten erst zu Hause im Sturmlokal aufgeklärt werden, was geschehen war.

Da im Kreis außer unserer Versammlung an diesem Abend nichts los gewesen war, hatte die gesamte SA. dienstfrei. Das kam nicht so oft vor und so musste ein solcher Abend auch genutzt werden. Die diesbezüglichen Bräute freuten sich auch. So kam es, dass ein Kamerad Arm in Arm mit der Geliebten durch die Straßen schlenderte und bestimmt an alles andere eher denkt, als an Politik. Als sie an einem Lokal vorbeikommen, in dem, wie uns bekannt war, die Kommune verkehrte, kommen zwei Funktionäre heraus. Natürlich ist in diesem Augenblick unser SA.-Mann wieder mehr SA.-Mann als glücklicher Bräutigam. Er lässt das Mädel einen Augenblick im Stich und sucht, etwas zu erlauschen. Das gelingt ihm. „Jetzt wird es wohl endlich geklappt haben“, sagt der eine. „Ich möchte garantieren, dass es aus ist mit ihm. Wir müssen aber vorsichtig sein in nächster Zeit und niemand darf wissen, dass ich heute Nachmittag noch dort war. Ich habe ausdrücklich gesagt, dass er sich wohl wehren würde, deshalb wäre es am besten, sie machen ihn gleich hin. Zeugen dürften sie überhaupt nicht haben und auf den Redner käme es auch weiter nicht an. Ja, ja, wo die Landarbeiter hinschlagen, wächst so leicht kein Gras wieder.“

Im Eiltempo läuft unser SA.-Mann ins SA.-Heim und findet dort

zu seinem Entsetzen nur einen einzigen Mann anwesend. Ran an die Quasselstrippe und den Sturmführer alarmiert. Der kommt und mit ihm der Ortsgruppenleiter. Einige Kameraden hat er unterwegs aufgegabelt und der andere Kamerad bringt auch noch einige mit. Schnell zwei Taxis und los nach unserem Versammlungsort.

Meiner Frau erzählte ich von dem Vorfall nichts – sie hatte ohnehin Unruhe genug.

So war zum Beispiel eine hohe Abordnung unserer Nachbarn bei ihr gewesen, wohlweislich zu einer Zeit, von der die Herren gewusst hatten, dass sie mich nicht zu Hause treffen würden. Diese Abordnung hatte sich über meinen kleinen Sohn beschwert. Der Junge hatte nämlich ein großes Staatsverbrechen begangen. Er war mit einem leeren Glas beim Kaufmann erschienen und hatte nur eines der damaligen Gesetze haarscharf befolgt; er hatte nämlich, da der Name Mostrich verboten war, beim Kaufmann für 10 Pfennig Reichsbanner verlangt. Der Kaufmann hatte nun zum Schrecken einiger anwesender Reichsbannerleute dem Kleinen das Glas mit Senf gefüllt, also die Forderung sofort verstanden. Bevor die vollständig zu Unrecht erbosten Reichsbannerleute zur Besinnung gekommen waren, hatte der Kleine den Laden wieder stolz mit seinem Glas verlassen. Mein Sohn hatte ja nur das gefordert, was sein Vater immer zu dem Senf gesagt hatte, ich aber hatte nur irgend ein Gesetz nicht übertreten wollen. Also war ich auch in meinem Recht.

Gegen Ende des Jahres 1929 war unser SA.-Sturm auf etwa fünfzig Mann angewachsen. Also wurde von unserem damaligen Oberführer angeordnet, dass zur Aufstellung eines SS.-Sturmes sechs Mann aus unserem Sturm herausgezogen wurden. Zu diesen sechs Mann gehörte auch ich, also hieß es für mich jetzt als SS.-Mann meinen Dienst zu versehen. Der Dienst in der SS. war, abgesehen von einigen kleinen Nebenbeschäftigungen, die wir

außerdienstlich noch erledigen mussten, derselbe. Letzten Endes war's ja auch gleichgültig, wo einer seine Pflicht erfüllte, ob in der SA. oder SS., war es uns doch die Hauptsache, dass die Bewegung vorwärts getragen wurde, damit die Leidenszeit unseres geliebten Vaterlandes so bald wie möglich ein Ende hatte.

In einem größeren Bauerndorf, zwanzig Kilometer von unserer Heimatstadt entfernt, hatten wir eine neue Ortsgruppe gegründet, und um die jungen Leute dieser neuen Ortsgruppe für die SA. zu werben, wurde von der selben im Verein mit unserem Heimatsturm ein Deutscher Abend, der in der Hauptsache als SA.-Werbeabend ausgebaut war, veranstaltet. Zu diesem Abend wurden, da in dem Dorfe eine sehr starke Reichsbannergruppe aus dort wohnenden Forstarbeitern bestand, auch wir sechs SS.-Männer befohlen, also war wieder einmal dicke Luft. Schon morgens um 6 Uhr fuhren wir in Gemeinschaft mit unseren SA.-Kameraden mit einem Lastwagen nach unserem Bestimmungsort. Vorm Dorf wurde angehalten, in Gruppenkolonne angetreten und mit lautem Gesang ins Dorf gerückt. Bis Mittag wurde dann auf einer Koppel fleißig Wehrsport betrieben. Nach Einnahme eines kräftigen Mittagessens, das aus unserem Nationalgericht Speck mit Erbsen (bitte keine Erbsen mit Speck) bestand, wurde zum Propagandamarsch durchs Dorf angetreten, von dem berüchtigten Reichsbanner war vorläufig noch nichts zu sehen. Hatten die als schwere Schläger bekannten Helden es mit der Angst bekommen, etwa weil unser Sturm in bezug auf Umgang mit einem Gegner gerade kein Mädchenpensionatston nachgesagt wurde? Uns war's jedenfalls ganz lieb, dass wir den zahlreichen mitmarschierenden Bauern sowie der holden Weiblichkeit einen in vollster Ruhe durchgeführten Anmarsch, sowie Gedenkrede am Gefallenendenkmal vorführen konnten. Nach dem Anmarsch durften wir bis 8 Uhr wegtreten, also konnte jeder im Dorfe spazieren gehen. Die meisten SA.-Kameraden benutzten diese Ruhepause natürlich dazu, um mit den zahlreich anwesenden

Dorfschönen zarte Verbindungen anzuknüpfen, und da die SA.-Männer doch in allen Lagen auf Draht sind, hatten sie, wie die später von dem zarten Geschlecht mitgebrachten großen Butterbrotpakete bewiesen, guten Erfolg gehabt.

Punkt 8 Uhr wurde angetreten und die SA. marschierte in den bereits überfüllten Saal ein. Eine kurze Rede mit dem hauptsächlichen Hinweis des Ortsgruppenleiters, dass jeder wehrfähige Mann in die SA. gehöre, hatte auch den Erfolg, dass sich sofort mehr als zwanzig junge Männer von dem Sturmführer in die SA. aufnehmen ließen. Dann begann der gemütliche Teil des Abends, das Tanzbein wurde geschwungen. Es dauerte nicht lange und der ganze Saal voller Menschen kam sich wie eine große Familie vor. Meine Wachstunde mit einem Kameraden war von 10 bis 11 Uhr, also trabte ich fünf Minuten vor dem angesetzten Zeitpunkt los. Es war die Stunde, in der es auf dem flachen Lande im Hochsommer gerade beginnt, richtig dunkel zu werden. So konnten wir bald bemerken, dass die eben erst von den SA.-Kameraden angesponnenen zarten Verbindungen gute Fortschritte gemacht hatten, so würden doch die kleinen drallen Bauernmädels es sich doch bestimmt nicht gefallen lassen, dass ein Mann seinen Arm um ihre Hüfte legt und – na, jeder ehemalige Soldat kennt ja dies kleine Vergnügen. Diese Art Unterhaltung des Beobachtens hatten wir beide uns mit vollem Eifer hingegeben, als plötzlich, dem Knall nach zu urteilen, aus etwa fünf- bis sechshundert Meter Entfernung fünf scharfe Schüsse, die klatschend in den auf dem Hof stehenden großen Apfelbaum einschlugen, uns aus unseren Betrachtungen rissen. Was war denn da los? Sofort schickte ich meinen Kameraden in den Saal, um dem Truppführer das eben Vorgefallene zu melden. Zwei kurze Pfeifensignale des von unserem Truppführer schnell benachrichtigten SA.-Sturmführers brachte sofort die SA. zur Stelle. Schnell musste der Sturm im Garten antreten, um festzustellen, ob irgend ein Kamerad fehlte. Nochmals hörten wir,

jetzt allerdings etwas näher, einige Schüsse, die in unserer Richtung abgegeben wurden. Jedoch ließ der Sturmführer, damit der Abend nicht gestört wurde, sie SA. sofort wieder in den Saal gehen. So mochte derjenige, der irgendwo feige hinter einer guten Deckung lag, schießen, was er Lust hatte, unsern Deutschen Abend störte er damit nicht. Nur die Wache wurde von zwei SA.-Männern verstärkt und bekam den Befehl, etwas vorsichtiger als bisher zu sein, damit nicht einer von uns aus dem Hinterhalt abgeknallt wurde. Wir gingen gerade wieder unsere Wachrunde, als eine Frau aus dem Lokal kommt und mich fragt, ob ich nicht drei Hitlerjungen gesehen hätte. Es wären zwei aus meiner Heimatstadt und ihr Sohn, die nach Hause gegangen wären, weil ihr Sohn den beiden das kleine Fohlen zeigen wollte. Sie müssten, obwohl sie etwas aus dem Dorf ausgebaut wohnten, eigentlich schon wieder hier sein. Kalter Schweiß trat auf meine Stirn, Herrgott ja! Wir hatten ja auch noch zwei Hitlerjungens mitgebracht! Dass keiner daran gedacht hatte! Mit einem Lächeln auf den Lippen, wonach mir in diesem Augenblick bestimmt nicht zu Mute war, beruhigte ich erst einmal die besorgte Mutter. Das gelang mir auch, da ich ihr erzählte, die drei Jungens wären eben vor einer Minute auf den Nachbarhof gegangen. Zur Beruhigung ging ich mit der Mutter noch in den Saal zurück und gab meinem Truppführer einen unauffälligen Wink, damit er nach draußen käme, hier gab ich ihm über die neue Situation schnell Bericht. Unter Führung unseres Truppführers machten wir uns mit vier Mann sofort in aller Heimlichkeit auf den Weg, um die drei Hitlerjungens, falls sie noch auf dem Hof waren, abzuholen. So im Vorbeigehen nahm sich jeder von uns vieren am nächsten Hof, wo einige Holzstapel lagen, noch ein kurzes aber festes Ende. Es geht sich besser, wenn man etwas in der Hand hat und vor allen Dingen war's ein etwas sichereres Gefühl, denn dass da auf der Dorfstraße, so ungefähr fünf- bis sechshundert Meter entfernt, irgend etwas nicht stimmte, konnten wir schon jetzt feststellen. Hörten wir doch von scheinbar besoffenen Stimmen die Internationale gröhlen.

Also war Vorsicht geboten. Schnell kamen wir in die Nähe des Gegröhles. Als wir um die Ecke bogen, waren wir sogar mit einemmal mitten drin. Kaum hatten uns die Reichsbannerleute gesehen, als es auch sofort von ihnen hieß: „Haut die Hunde, schlagt sie tot!“ Schon kamen zwanzig Mann auf uns losgestürmt. Es wäre uns vieren jetzt ein leichtes gewesen, sofort zurückzulaufen, aber so etwas gab's bei uns nicht. Also ging es vorwärts drauf los, den ersten Gegner, der auf mich los kam, schlug ich mit meinem Eichenknüppel direkt vor den Schädel. Wie ein Mehlsack fiel er in sich zusammen, noch mehrere der Angreifer schlugen wir nieder. Die Hunde sollten wenigstens wissen, dass wir vier uns so ohne weiteres nicht einfach runterschlagen ließen. Aber was war denn das? Wir waren noch gar nicht warm geworden, und schon riss der Rest von ungefähr vierzehn Mann unter Zurücklassung ihrer Kameraden aus. War denn der Sturm auch noch herangekommen oder was war los? Ja, da liefen ja wohl, wir wollten unseren Augen nicht trauen, noch einige Braunhemden mit lautem Heil Hitler hinter den Ausreißern her?! Wer hatte uns denn da beigestanden? SA. konnte es doch gar nicht sein, der Sturmführer hatte doch Befehl gegeben, dass kein SA.-Mann das Grundstück des Lokals verlassen durfte. Es waren doch wohl nicht etwa? Ne, da war ja gar nicht dran zu denken! Na, das ließ sich ja schnell feststellen. Einige kurze Pfiffe unseres Truppführers brachten die in vollem Eifer hinter den Bananen Herstürmenden schnell zur Besinnung, und sie kamen im Trab, Trab zurück, und siehe da, es waren tatsächlich die drei verschwundenen Hitlerjungens, die uns leuchtenden Auges gegenüberstanden und uns stolz fragten: „Sind da noch mehr?“ Unser Truppführer war im ersten Moment noch immer sprachlos, als er sich aber wiedergefunden hatte, hielt er den dreien erst einmal eine lange Strafpredigt, weil sie nicht eher an den Laden gekommen wären und fragte den Ältesten, wie sie mit einem Male hierher kämen. Der Junge (14 Jahre) berichtete dann kurz. Er wäre mit seinen beiden Kameraden zu Hause gewesen, um ihnen das

Fohlen zu zeigen, dann hätten sie noch gespielt und wären später zurückgegangen. Als sie vor dem betreffenden Hause vorbeigehen wollten, hätten sie, weil die Randalierenden dort gewesen wären, nicht vorbeigehen wollen. Dann aber wären wir gekommen, und als die drei Jungen gesehen hatten, das wir in Schlägerei gerieten, gabs für sie kein Halten mehr. Mit lautem Heil Hitler waren sie aus dem Graben gesprungen. Also hatten tatsächlich die drei Hitlerjungens alle unsere Gegner in die Flucht getrieben. Als sie dieses hörten, waren die kleinen Kadetten nicht wenig stolz. Alle drei Jungen sind bestimmt einmal tüchtige SA.-Männer geworden, die dort, wo sie vom Führer hingestellt werden, mit Freude ihre Pflicht erfüllen. Das ist eben der Hitlergeist.

Da die gesuchten Hitlerjungen jetzt bei uns waren, gab der Truppführer den Befehl zum Abrücken. Gerade waren wir einige Schritte in Richtung unseres Lokals gegangen, als unser Truppführer gewahr wurde, dass er sein E. K. I bei der Schlägerei verloren hatte, also bat er uns, da es nur ein engbegrenztes Feld sein konnte, wo dasselbe zu suchen war, ihm beim Suchen behilflich zu sein. Bei diesem Absuchen der Straße mit der Taschenlampe kam ich auch in die Nähe des von mir zuerst niedergeschlagenen Burschen. Der Mann lag noch immer wie betäubt an seinem Platze. Schon denke ich: willst den Kerl man wieder zur Besinnung bringen, damit er sich nicht erkältet und gehe zu diesem Zweck auf ihn zu. Wie ich ihn aber näher beleuchte, sehe ich, dass er in der Hand irgend etwas Blankes hat. Ich sehe genau hin und entdecke, dass das blitzende Etwas ein langes Schlachtermesser ist, welches er fest umkrallte. Als ich dieses sah, kam noch einmal die Wut hoch, denn warum war er nicht schon lange, wie seine anderen runtergeschlagenen Kameraden, nach Hause gelaufen? Was wollte er mit dem langen Messer? Ich nahm meinen Eichenknüppel und schlug – und schlug, wohlgemerkt, nicht auf den Kopf, aber immer vor den Hintern schlug ich ihn, bis ich tatsächlich nicht mehr schlagen

konnte. Dann nahm ich ihm das Messer ab, und er kroch im Graben nach Hause. Als ich etwa acht Wochen später wieder in demselben Dorfe bin, kommt ein strammer SA.-Mann auf mich zu und sagt: Hör mal, warst Du es, der mich vor einiger Zeit so versohlt hat? Ne, sagte ich, ich werde doch keinen Kameraden schlagen. Darauf er: „Ich war damals auch noch kein SA.-Mann, sondern ich war im Reichsbanner. In die SA. bin ich erst durch Deine Tracht Prügel und durch die SPD.-Zeitung gegangen.“ - „Nanu, wie kommt das denn?“ frage ich, jetzt neugierig geworden. Darauf erzählte er mir, der Überfall auf uns wäre an jenem Abend von der SPD. ganz planmäßig vorbereitet gewesen, auch wäre ein Funktionär der Partei dagewesen, der für die anwesenden Reichsbannerleute tüchtig einen ausgegeben hätte. Trotzdem hätte die SPD.-Zeitung am Abend nach dem Vorfall frech geschrieben: SA.-Horden überfallen friedlich spazierengehende Arbeiter. Diese Zeitung hätte er die vier Wochen, die er im Bett gelegen hat, dauernd gelesen, und da wäre er gewahr geworden, wer eigentlich immer die Arbeiterschaft aufhetzt. Also hätte er die Konsequenz gezogen und sich mit noch drei Reichsbannerleuten in die SA. aufnehmen lassen. Die Tracht Prügel, die ich ihm verpasst hätte, wäre ja nicht gerade schön gewesen, denn er hätte vier Wochen weder sitzen noch liegen können, aber ich könnte mich darauf verlassen, es wäre immer noch besser, als ein Messer zwischen die Rippen zu bekommen.

Dieser SA.-Kamerad wurde später noch einer meiner besten Kameraden, der immer und immer bei jedem Dienst zur Stelle war, kurz, auf den jeder Kamerad sich in jeder Lage verlassen konnte.

VIII.

Mit Volldampf zogen wir in den Wahlkampf zum 14. September. Täglich, ja stündlich musste die SA. ihren Dienst versehen, vom Flugblattverteilen bis zum Saalschutz. Die Tage wurden uns zu kurz, und es kam die Zeit, wo der Tag achtundvierzig Stunden haben müsste. In einer Landstadt, rund achtzig Kilometer von uns entfernt, war an einem Sonnabend unsere erste öffentliche Versammlung. Die Stadt war vom Bürgermeister bis zum Ratsdiener herunter knallrot. Kein einziger SA.-Mann in der Stadt. Jene SA.-Männer, die an dem Abend den Saalschutz ausübten, wohnten gut zwanzig Kilometer entfernt. Am Tage vor der Versammlung bekamen wir Befehl, mit vier SS.-Männern den Rednerschutz zu übernehmen. Als wir dann am nächsten Abend, mit unserem Redner in der Mitte, eine halbe Stunde vor Versammlungsbeginn den Saal betraten, wurde von einem jungen Mädchen unserem Truppführer leise aber bestimmt „Fenster nachsehen“ zugeraunt. Drei- bis vierhundert Marxisten beider Schattierungen hatten den Saal besetzt. Unser Truppführer gab uns einen letzten Wink. Wie zufällig gingen wir jetzt an den Fenstern entlang und zogen hinter jeder Gardine fünf bis sechs armdicke Eichenknüppel hervor, die wir schleunigst in Sicherheit brachten. Was hier kommen würde, war uns ja nun allen klar. Soviel geistige Waffen der Gegner hatte ich noch gar nicht auf einem Haufen gesehen. Neunzehn SA.- und vier SS.-Männer einer tobenden Meute von etwa drei- bis vierhundert Mann gegenüber! Was das bedeutet, kann der nur sagen, der es als Beteiligter miterlebte. Kaum war die Versammlung eröffnet, als auch schon ein ohrenbetäubendes Rufen „Zur Geschäftsordnung“ anhob. Schon dachten wir, die Versammlung würde, bevor sie überhaupt angefangen hatte, noch auffliegen. Ruhig, als ob nichts geschähe, stand unser Redner auf der Bühne. Als sich nun die Menge etwas beruhigt hatte, sagte er nur: „Die Geschäftsordnung bestimmen wir, ich bin aber gerne bereit, Euren Diskussionsredener eine

Stunde Redeerlaubnis zu gewähren.“ Vereinzeltes Händeklatschen und dann verhältnismäßige Ruhe. In dem Saal waren zwei Stellen, von denen aus die Menge geleitet wurde. Ein Platz war kurz vor der Bühne und der andere mitten im Saal. Da mir mitten im Saal der größte Hetzer zu sitzen schien, ging ich dahin und stellte mich in seiner unmittelbaren Nähe auf. Der Erfolg war denn auch dementsprechend. So ging die Versammlung eine Stunde in verhältnismäßiger Ruhe vonstatten. Auf einmal sprang der Hetzer, der vorne gesessen hatte, auf einen Stuhl und rief mit hysterischer Stimme, dass er unsere Versammlung schließe und eine kommunistische eröffne. Dann sprang er von seinem Stuhl auf die Bühne. Unser Redner, aber nicht faul, klebte ihm eine schallende Ohrfeige. Hierdurch verliert jener das Gleichgewicht und fällt von der Bühne herunter zwischen die SA. Dies war das Signal zu einer regelrechten Saalschlacht. Stühle, Biergläser, überhaupt alles, was nicht niet- und nagelfest war, flog auf die SA. Zwei kurze Pfeifensignale unseres Truppführers: SA. griff an. Hin und her wogte der Kampf, lautlos sank der Hetzer, der neben mir stand, von einem Stuhl getroffen, zusammen. Eine gute Viertelstunde währte dieser ungleiche Kampf. Mit „Heil Hitler“ gings wiederum drauf los. Noch heute sehe ich, wie einer meiner SS.-Kameraden blutüberströmt zusammenbricht. Durchkommen konnte ich nicht mehr. Ein Tisch, den ich dazwischen schleuderte, brachte keine Luft. Wieder brach ein SA.-Mann zusammen. Jetzt aber Schluss! Ein Tischbein in meiner Hand räumte fürchterlich auf zwischen den roten Genossen. Endlich haben wir's geschafft und die gegnerische Mauer kam ins Wanken – nachgefasst und drauf los! Jetzt gabs kein Halten mehr. Fensterkreuze und Türfüllungen nahmen die Helden mit, der Sieg war unser, aber teuer erkauft. Vier schwerverletzte Kameraden und wir übrigen alle mit Schrammen und Beulen reichlich versorgt, aber der Saal war leer. Mein Truppführer gab mir den Befehl, einen Arzt anzurufen, aber was war das? Hereingestürmt kamen sechs gummiknüppelschwingende Stadtpolizisten. Unser Truppführer

bekommt einen Schlag mit dem Gummiknüppel vor den Schädel. Kein Signal ertönte, doch schon waren die Stühle und Tischbeine wieder hoch, um den Saal auch von diesen unliebsamen Gästen zu räumen. Es war aber nicht nötig, denn die Ordnungshüter ergriffen den besseren Teil der Tapferkeit und liefen hinter den Kommunisten her. Erst jetzt war es möglich, nach einem Arzt Umschau zu halten. Eine schwere Gehirnerschütterung unseres SS.-Kameraden, drei bis vier Messerstiche hatte jeder der verletzten SA.-Männer! Dazu fünfzehn schwerverletzte Kommunisten, das war der Erfolg des kommunistischen Funktionärs, der allerdings auch seine sechs Wochen im Krankenhaus zubringen musste. Der Bann in dieser Stadt war gebrochen, einige Wochen später konnte unser Gauleiter eine starke Ortsgruppe aus der Taufe heben. Da die Einwohner der Stadt die Segnungen des marxistischen Regierens am eigenen Leibe gespürt hatten, wurde sie bald eine unserer bedeutendsten Hochburgen im Gau.

Heiß wurde der Kampf in der letzten Woche vor der Wahl. Im wahrsten Sinne des Wortes schliefen wir in den Stiefeln und doch rissen wir uns gegenseitig mit. Am Tage Flugblattverteilen, Plakatetragen. Abends Saalschutz und nachts kleben, das war die letzte Woche vor der Wahl. Bis unsere Arbeit getan war, konnten wir nichts mehr tun. Das Volk musste entscheiden. Morgens bekommen wir Befehl, dass wir alle am Abend recht früh zu Bett gehen sollten, damit wir am Wahltag mit aller Kraft wieder losarbeiten konnten, es sollte aber anders kommen. Nachmittags etwas nach 3 Uhr will ich noch einmal in die Geschäftsstelle, um noch etwas zu arbeiten. Was waren denn das für Wagen? Drei schwere Lastwagen des Konsumvereins voller Reichsbananen fuhren mir vorbei. Das war zu mindestens verdächtig. Wo wollen denn die Herren hin? In der Geschäftsstelle treffe ich den Oberführer, dem ich sofort von meinen Beobachtungen Mitteilung machte. Schnell wurde die Wahlkarte und die Gaurednerkarte

nachgesehen, um festzustellen, wo und wann wir an dem Abend noch Versammlungen hatten. Es war nur an einem Ort, und das war Gnoien, also unsere beste Hochburg im ganzen Gau. Aus unserem Früh-zu-Bett-gehen wurde mal wieder nichts, denn der Befehl des Oberführers lautete kurz und schmerzlos, 7.30 Uhr stehen vierzig SA.-Männer vor der Geschäftsstelle, also schnell los und die Kameraden benachrichtigen! Punkt 7.30 Uhr stehen wir mit 35 Kameraden am Treffpunkt, zwei Schnellieferwagen fuhren vor und schon ging die Fahrt los, hatte doch der Gnoiener Sturmführer noch am Spätnachmittag telefonisch um unsere Hilfe gebeten. Gar nicht enden wollte die 50 Kilometer lange Fahrt, kurz vor der Stadt stiegen wir von unseren Wagen, und es wurde so leise wie möglich zum Sturmlokal marschiert. Was war denn in dieser sonst so lebhaften kleinen Landstadt los? Die Straßen wie ausgestorben, eine dumpfe, stickige Luft. War es die Ruhe vor dem Sturm? Ich weiß nicht, der Kragen am Halse wurde mit einemmal so eng, zum Donnerwetter! Konnten wir denn nicht singen? Aber nein, wir wollten ja ganz ruhig in die Stadt einrücken. Unser Sturmlokal war vollständig leer, die Sturmmutter teilte uns mit, dass die ganze SA. zur Kundgebung nach dem Schulplatz gerückt wäre. Also wir nach. Die Kundgebung war gerade zu Ende, als wir am Platz eintrafen. Mit klingendem Spiel zog der schnell gebildete Demonstrationszug mit der Gnoiener SA. an der Spitze und wir am Ende durch die Straßen der Stadt, vorbei am Versammlungslokal der SPD. Alles ging in Ruhe ab. Vorm Sturmlokal löste sich unser Zug auf und die SA. bekam Befehl, sofort ins Lokal zu gehen. Jetzt bekamen wir erst zu wissen, warum wir überhaupt angefordert wären. Die Lage war kurz so: Die SPD. hatte im Ort eine Versammlung. Hierzu hatte sie sich 350 – 400 Reichsbananen herangeholt. Diese Bananen hatten nun schon den ganzen Nachmittag die Einwohner der Stadt tyrannisiert, außerdem hatten sie versprochen, am Abend unser Sturmlokal dem Erdboden gleichzumachen, das konnte ja interessant werden. Auf dem Hof unseres Sturmlokals wurde

angetreten, der Sturmführer stellte fest, dass er 68 SA.- Männer zur Verfügung hatte. Wachen wurden eingeteilt, und das Haus in einigermaßen sicheren Verteidigungszustand versetzt. Gerade waren wir damit fertig, als sich der Ortsgruppenführer des Stahlhelms melden ließ. Er teilte unserem Sturmführer mit, dass die Ortsgruppe des Stahlhelms mit 150 Mann keine fünf Häuser entfernt angetreten wäre. Sollte das Reichsbanner irgendetwas unternehmen, würden die Stahlhelmer sofort auf unserer Seite miteingreifen. War das nicht nett vom Stahlhelm-Ortsgruppenführer? Und so ohne weiteres die Hilfe des Stahlhelms anzubieten?

Gleich nach elf Uhr hörten wir am Anfang unserer Straße Marschmusik, die näher und näher kam. Mit acht Mann hatten wir die Türwache, wir hatten den strengen Befehl, nicht einen Schritt von der Haustür wegzutreten. Gut die Hälfte des Reichsbannerzuges, die mit schweren Eichenknüppeln bewaffnet waren, hatte schon unser Lokal passiert, als plötzlich elf bis zwölf davon aus dem Zug herausspringen und einen Mann unserer Türwache niederschlagen. Gleichzeitig versuchten sie aber auch, den Kameraden mitzuschleifen. Naturgemäß hielten wir unseren Kameraden fest und versuchten, ihn durch die Tür hereinzuziehen. Es gelang uns auch, aber den letzten der Kameraden hatten die Angreifer nun doch geschnappt und schlugen auf ihn ein. Wollten wir nun den Kameraden nicht im Stich lassen, mussten wir wiederum versuchen, ihn rauszuschlagen. So stürmten wir wieder hinaus, befreiten unseren Kameraden und wollten uns von der Übermacht zurückziehen. Aber ein zweiter Kamerad blieb zurück, er wurde niedergemacht und mitgeschleift. Messer blitzten über ihm, da wars mit unserer Ruhe aus! Wir stürmten vor und schlugen drauf los. Im Nu waren wir von der ganzen Horde umringt. Die ganze SA. drängte nach und die schönste Straßenschlacht war im Gange. Mutig schlugen wir uns mit den bloßen Fäusten bis zu unserem niedergeschlagenen Kameraden

durch und zogen ihn mit zurück, bis er in Sicherheit war. Wieder blieb ein Kamerad liegen, wieder griffen wir an, aber was war denn das? Aus dem geöffneten Fenster unseres Sturmlokals schmissen die Mädels des BDM. Stühle. Die Mädels hatten die Gefahr erkannt, waren sofort zu Hilfe gesprungen und hatten uns eine Waffe in die Hand gedrückt. Hin und her tobte jetzt der Kampf. Lange schon war die ganze SA. auf die Straße geeilt, um uns aus der bedrängten Lage herauszuschlagen. Die Übermacht war zu groß. Notgedrungen mussten wir uns zurückziehen, aber die Wut verlieh uns übermenschliche Kräfte. Eine riesige eiserne Bank schleuderte ein SA.-Kamerad dazwischen, das brachte endlich Luft. Wir fassten nach, schlugen, was wir konnten. Die Front der Gegner kam ins Wanken. Wiederum riss uns unser Schlachtruf „Heil Hitler" mit fort, die Reichsbannerleute begannen zu laufen. Wir nach. In unserer Wut verfolgten wir die Gegner bis weit über die Stadtgrenzen hinaus, jeden niederschlagend, den wir erwischten. Vor den Toren der Stadt wurde zum Sammeln geblasen, in Gruppen-Kolonne antreten und mit Gesang in die Stadt eingerückt. Kurz vor unserem Stammlokal hörten wir mit einem Mal das schöne Lied „Siegreich wollen wir, wir dürfens ja nicht sagen" singen. Gleichzeitig sahen wir kaum hundert Meter vor uns eine „wohldiziplinierte" Truppe uns entgegenkommen. Ein kurzes und energisches „Straße frei" aus meiner Kehle wurde auch sofort befolgt, und es war gut so. Ich glaube dem Stahlhelm, um den handelte es sich nämlich, wäre eine Begegnung mit uns an diesem Abend sehr schlecht bekommen. Etwas anderes wäre es gewesen, hätte uns der Ortsgruppenführer nicht seine Hilfe mit seinen teuren Mannen zugesagt.

Das Ergebnis dieser Straßenschlacht, die fast eine Stunde gedauert hatte, waren für uns wieder einmal vier schwerverletzte Kameraden. Das Reichsbanner allerdings hatte mindestens vierzig, aber keine mit Messerstichen. Einer unserer Kameraden hingegen wies nicht weniger als sieben Stiche auf.

Wir nahmen an, dass uns vor unserer Stadt die Sipo warm in Empfang nehmen würde, darum bekamen wir Befehl, einen Umweg von 60 Kilometern zu machen. Morgens um sechs Uhr fuhren unsere Wagen, allerdings aus ganz anderer Richtung, in unserer Stadt ein. Um sieben Uhr standen wir schon wieder auf Lastwagen, um Wahlpropaganda zu fahren. Noch heute ist die Sipo, die tatsächlich auf uns gewartet hatte, neugierig, wo wir mit einemmal herkamen. Reichsbannerleute haben wir an diesem Tage in unserer Heimatstadt nicht mehr gesehen. Schon morgens hatten wir uns vorgenommen, abends rechtzeitig in die Klappe zu gehen, als aber die ersten Wahlergebnisse kamen, war an Schlafen wieder einmal nicht mehr zu denken. Der Sieg der Bewegung, der uns 107 Abgeordnete brachte, hielt uns trotz der Übermüdung noch bis in die frühen Morgenstunden zusammen.

IX.

Und wie kamen jetzt die Massen! Jetzt konnten wir tatsächlich von Massenaufnahmen in unserer Ortsgruppe reden. Trotzdem unser weitsichtiger Ortsgruppenführer sehr vorsichtig mit der Aufnahme neuer Mitglieder zu Werke ging, zählte unsere Ortsgruppe in einigen Wochen fast ebensoviel Mitglieder, wie bis zur Wahl der ganze Gau gezählt hatte. Wiederum mussten wir uns also jetzt, allerdings der Not gehorchend, nach größeren Geschäftsräumen umsehen. In unserer bisherigen Drei-Zimmer-Geschäftsstelle stand alles wegen Platzmangel auf dem Kopf. Also wurden wieder neue Räume dazu gemietet und vorläufig die SA.-Geschäftsstelle darin untergebracht. Im neuen Haus waren noch große Ausdehnungsmöglichkeiten vorhanden, so dass die Aussicht bestand, zunächst wenigstens nicht schon wieder umziehen zu müssen. Und das war richtig. Denn noch heute ist die SA.-Dienstelle in denselben Räumen wie früher. Wenn jetzt auch allerdings das ganze Haus und noch einige in der nächsten Nachbarschaft befindliche Häuser dazu gepachtet worden sind,

der Lebensnerv unserer SA. in der Ortsgruppe und weit darüber hinaus ist noch immer unser erstes „Braunes Haus“, wie wir es von Anfang an voller Stolz nannten. Und doch hätten wir es einmal beinahe räumen müssen, aber davon werde ich noch später berichten.

Es kam jetzt die Zeit, wo der politische Leiter nicht wie bisher auch noch meistens SA.-Führer oder SA.-Mann sein konnte. Durch die vielen Massenaufnahmen in beiden Organisationen konnte der Politische Leiter aus rein organisatorischen Gründen die politische sowie die SA.-Führung nicht mehr in einer Hand haben. Zumal die ganze Führerteilung, wenn man es so nehmen will, doch letzten Endes nur eine Entlastung bedeutete und dadurch eine höhere Leistung des einzelnen Führers im Interesse der Bewegung liegen konnte und musste. Sei es nun, dass mancher SA.-Führer die in rauhen Mengen vom Osaf Ost verteilten Eichenblätter nicht vertragen konnte oder sei es, dass die SA.-Führer die Fühlung mit den SA.-Männern verloren, jedenfalls hörten wir unseren Oberführer reichlich oft in recht hämischer Weise von unserem politischen Führer sprechen. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit wurden von dieser Seite in ganz unauffälliger Weise kleine, im ersten Moment ganz harmlos aussehende Giftspritzer gegen die Politischen Leiter losgelassen, die aber uns SA.-Männern gegenüber nicht wirken konnten. Unsere Politischen Leiter stellten nach wie vor die besten Kräfte in aufopferungsvoller Weise der Bewegung zur Verfügung. Rein gefühlsmäßig merkten wir SA.-Männer, dass irgendetwas nicht in Ordnung war, dass es irgendwie zu einer Auseinandersetzung in der Bewegung kommen musste. So wurden wir sechs SS.-Männer zum Beispiel eines guten Tages zum Oberführer befohlen und es wurde uns kurzerhand erklärt, dass die SS. in unserem Gaugebiet nicht nötig wäre, wir sollten sofort unseren Austritt aus der SS. beantragen, damit wir nicht aus irgendeinem Grunde aus der Partei ausgeschlossen würden. Dass der Oberführer zwecks Ausschluss

aus der Partei etwas gegen uns finden würde, wäre doch ganz klar. Wenn wir uns auch noch nicht in dem Augenblick über die Bedeutung dieses Ansinnens im klaren waren, so wussten wir doch, dass es irgendetwas zu bedeuten hatte. Uns sechs SS.-Männern war es immerhin ganz gleichgültig, wo wir in der Bewegung standen, ob als SS., SA. oder Politischer Leiter, unsere Pflicht konnten wir überall erfüllen, also gingen wir, dem Druck des damaligen Oberführers gehorchend, in die SA. zurück. Nicht lange dauerte es, dann wurde in unserer Heimatstadt von unserem Oberführer eine sogenannte Stabswache aufgebaut, die in Stärke von acht SA.-Männern bei Aufmärschen und dergleichen die Standarte zu tragen hatte, Fahnenwache stellen musste und noch verschiedene andere kleinere Dienste zu erledigen hatte. Führer dieser sogenannten Stabswache wurde ich.

Fast jeden Sonntag waren jetzt in unserer näheren oder weiteren Umgebung SA.-Aufmärsche. Da diese Aufmärsche auf den abseits stehenden Volksgenossen überall einen guten Eindruck machten, wurden von den damaligen Machthabern kurzerhand alle Aufmärsche und Umzüge verboten. Schade! Schade, aber zum Donnerwetter, was machte ich nun? Daran hatte ich ja noch gar nicht gedacht. Ich hatte ja nach jahrelangem Laufen zum Wohnungsamt meine erste richtige Wohnung, also nicht etwa eine Notwohnung, die ich bis dahin nur immer innegehabt hatte, bekommen. Ja - - - was war da zu tun? Umzug der Nationalsozialisten verboten und ich zum Ersten eine neue Wohnung! Also großer Kriegsrat mit einigen SA.-Kameraden. Nach langem Hin und Her wurde dann, da wir doch haargenau die von der Regierung verordneten Gesetze befolgen mussten, folgendes beschlossen: Das Gesetz besagte: Wenn Nationalsozialisten einen Umzug veranstalten wollten, dass dann der Umzug eine polizeiliche Genehmigung brauche. Also trabte ich auf unsere Wache, um eine Umzugsgenehmigung zu erlangen. Das ging ungefähr folgendermaßen vor sich.

„Guten Morgen, meine Herren! Ich habe zum Ersten eine Wohnung und möchte, da einige SA.-Kameraden mir beim Umzug behilflich sind, eine Umzugsgenehmigung haben.“ Hierauf hörbares Ohrenspitzen sämtlicher in der Wachstube anwesenden Beamten. Endlich fragte der diensthabende Kommissar: „Also was war dies eben? Erzählen Sie bitte noch einmal“ So wiederhole ich nochmals. Dann wieder betretenes Schweigen und langes Überlegen, bis endlich der Kommissar auf den Gedanken gekommen war, mich zum betr. Reviervorsteher zu schicken. Ich trabe eine Treppe höher und bringe diesem Beamten nochmals mein Anliegen in recht höflicher und sich für damalige Zeiten geziemender unterwürfiger Art und Weise vor. Mein Herz allerdings machte einige recht frohe Hüpfer, denn es war uns doch einmal wieder gelungen, die bestehende Notverordnung richtiggehend lächerlich zu machen.

„Also Sie wollen umziehen?“
„Jawohl.“
„Müssen denn da die SA.-Kameraden helfen?“
„Jawohl. Ich bin arbeitslos und kann mir irgendeine Hilfe, die ich bezahlen muss, nicht leisten.“
„Ja, wann wollen Sie denn umziehen?“ (Diese Frage war wohl schon zum zehnten Male gestellt.)
„Ich habe zum 1. April, morgens 10 Uhr, den Lastwagen bestellt.“
„Können Sie nicht schon eher, also vielleicht morgens um 5 Uhr, ziehen?“
„Ja, mir wäre es ganz gleich, aber der Lastwagen kann nicht eher kommen!“
„Ja, dann kann ich Ihnen auch nicht helfen. Sie müssen den Umzug schriftlich anmelden und um Genehmigung bitten.“
Damit war ich entlassen.
Ich also nach Hause, stelle frist- und formgerecht einen schriftlichen Antrag und bringe ihn sofort persönlich auf unser Polizeiamt.

Am nächsten Vormittag erscheint darauf in meiner Wohnung ein in vollem Kriegsschmuck prangender Beamter und lässt sich von mir nochmals alles wiederholen, macht seine Notizen und verschwindet lautlos. Am nächsten Morgen endlich bekam ich die Genehmigung, dass ich am 1. April, morgens 10 Uhr, umziehen dürfe. Jedoch musste ich die Garantie übernehmen, dass wir uns nicht durch Singen, Sprechchöre oder dergl. Dinge bemerkbar machen würden. War es Zufall oder Bestimmung, dass am nächsten Tag, als der Umzug vonstatten ging, ungefähr zweihundert Meter von den von uns zu passierenden Straßen ein Schutzmann stand? Jedenfalls Zufall war es, dass an der höchsten Stelle unseres Lastwagens jemand stand und eine vom Winde auseinandergewehte Hakenkreuzfahne ohne Erfolg zu bändigen versuchte, erst als unser Ziel erreicht war, gelang den Kameraden die Einholung der Fahne, die, da ein herbeieilender Schutzmann Interesse dafür zeigte, sofort verschwand. War es auch ein Umzug mit Hindernissen gewesen, so war ich doch umgezogen und hatte dem Staat bewiesen, wie lächerlich und verzwickt die damaligen Gesetze gegen uns wirken konnten, weiter wollten wir nichts und den Zweck hatten wir erreicht.

Ich hatte mich von meinem SA.-Führer einige Tage vom Dienst beurlauben lassen. Um so überraschter war ich, als meine Dienststelle anrief und mich sofort zum Dienst befahl. Was war denn los? Mit der Kommune hatten wir doch im Augenblick Ruhe, also musste irgendwas anderes im Busch sein.

Eine viertel Stunde später bin ich in unserer Dienststelle und will mich zum Dienst melden, aber mein nächster Vorgesetzter, in diesem Fall der Oberführer, war nicht da. So frage ich denn den ersten besten Kameraden, den ich treffe, was los ist. Die Antwort wirkte auf mich ungefähr so, als ob ich einen Schlag mit einem schweren Hammer vor den Schädel bekäme. Ich war in den nächsten Minuten wie betäubt und war mir noch gar nicht ganz

klar, ob das eben Gehörte stimmen konnte oder nicht. War es möglich, SA. hatte sich vom Führer getrennt, also auf gut Deutsch: SA. meutert?! Ja, war ich denn überhaupt noch SA.-Mann oder nicht? Und ich sollte meutern? Nein, meine Herren – da wird nichts draus. Erst musste ich einmal in Ruhe überlegen. Also wie wars noch gewesen? Ich war zur Dienststelle gekommen und hatte mich zum Dienst gemeldet. Dort hatte man mich gleich gefragt: „Hätst du zu Hitler oder zu Stennes?“ „Ja, wieso?“ hatte ich geantwortet, „ist denn das ein Unterschied?“ „Denke einmal an, Stennes ist mit den gesamten SA.-Führern Norddeutschlands von Hitler gegangen. Lies einmal diese Zeitung, dann wirst du wissen, was los ist.“ Jetzt hielt irgend jemand mir eine ganze Hand voll Zeitungen vor die Nase. Alles unsere „guten“ Ullstein-Zeitungen mit dicken Überschriften, ungefähr so: „Stennes ein Mann“ usw. Mir wurde fast schwindelig vor allen diesen – Lobliedern, die die Judenpresse auf Stennes sang. Jedenfalls musste ich erst einmal wieder etwas frische Luft schnappen und deshalb verließ ich schleunigst unsere Dienststelle. Erst als ich einige Zeit planlos in der Stadt umher geirrt war, kam ich dazu, irgendeinen Entschluss zu fassen. Ich ging erst zum Ortsgruppenführer in die Wohnung. Dort wird mir bedeutet, dass der Ortsgruppenführer zur Besprechung in einem nahe gelegenen Hotel wäre. Ich traf dort als ersten unseren heutigen Gaugeschäftsführer. Auf mein Versprechen, dass ich nach wie vor treu zum Führer hielt, konnte ich an der Besprechung teilnehmen. Der schon telegraphisch vom Führer neu eingesetzte Oberführer beauftragte mich, sofort sämtliche Akten, Fahnen, Stempel und alles der SA. sonst noch gehörende Eigentum aus der bisherigen Dienststelle für die SA. zu beschlagnahmen und sicherzustellen. Also fahre ich sofort mit einem Wagen der Gauleitung zur Dienststelle, um den Befehl auszuführen.

Auf meinen lauten „Heil Hitler“ Gruß bekam ich von den ehemaligen Kameraden sofort zu hören, dass ich die Räume

verlassen müsse, wenn ich nicht zu Stennes hielte. Die Dienststelle wäre auf den Namen des früheren Oberführers gemietet. Ich antwortete hierauf nur ganz kühl: „Jawohl, ich werde sofort gehen, aber in Privaträumen haben Dienstsachen, wie Fahnen, Stempel, Akten usw. nichts zu suchen. Diese Sachen, die alle der SA. gehören, würde ich mitnehmen.“ Also begann ich sofort die Räume zu leeren. Alles wurde ins Auto verladen und in nicht ganz einer Stunde war der Fall erledigt. Die Herren Stennesleute saßen nur vor leeren Schreibtischen und Akten-Regalen. Dümmere Gesichter wie diese hatte ich noch nicht gesehen. Nach Ablieferung meiner beschlagnahmten Gegenstände ging ich sofort zum Bahnhof, um den ehemaligen Oberführer, der mit dem D-Zug von Berlin kam, zu empfangen. Und was für einen Empfang hat er bekommen! Viel hätte nicht gefehlt und er wäre nach Strich und Faden verrollt worden. Vierzehn Tage später war in unserem Ort der Stennesspuck erledigt. Unsere Diensträume mussten die Herren wegen Mangel an Anhängern alsbald wieder aufgeben, und darum brachten wir unsere Akten erneut an Ort und Stelle. Die paar Renegaten aber waren von uns bald vollständig vergessen, sie wurden auch nicht vermisst. Heute stehen sie mit hängenden Unterlippen und spielen den verkannten SA.-Mann.

X.

Sei es, dass die Kommune dachte, wir hätten durch die Stennes-Affäre irgend etwas verloren, oder war ihr der Kamm aus sonst irgend einem Grund geschwollen; jedenfalls wurden die Herren Kommunisten wieder einmal stark aktiv. Wenn diese Aktivität sich auch nur in der Hauptsache in der Form auswirkte, dass einzeln gehende SA.-Kameraden von einer großen Übermacht überfallen wurden, so waren wir aber noch lange nicht gewillt, uns einzeln niedermachen zu lassen. Irgendwelche Waffen durften wir nicht tragen. So kam es ganz von selber, dass wir uns vor und nach dem Dienst gegenseitig abholten und auch wieder nach Hause

begleiteten. Da ich nun meistens der letzte war, der nach Hause ging und auch etwas außerhalb der Stadt wohnte, war es ganz klar, dass ich mich nach irgend etwas umsehen musste, womit ich mich zum mindestens bei etwaigen Überfällen wehren konnte. Was lag näher, als dass ich mir einen Hund anschaffte? Also wurde ein Hund gesucht! Lange brauchte ich nicht zu suchen, denn ein SA.-Kamerad aus einer nahen Kleinstadt schenkte mir eine prima Deutsche Dogge, die auf den Namen Loni hörte. Ich glaube, dass ich, wenn ich die Dogge nicht gehabt hätte, heute diese Zeilen auch nicht hätte schreiben können. Jedenfalls hatte die Kommune nie lange Zeit, wenn ich stolz wie ein Spanier mit einer kräftigen Hundepeitsche (Natürlich nur für die Dogge bestimmt) in der Hand und meiner Loni einen Schritt hinter mir, durch die Straßen ging.

Schlag auf Schlag folgten jetzt unsere Versammlungen, die größten Säle reichten zu unseren Kundgebungen nicht mehr aus. Das Volk in allen seinen Ständen begann zu erwachen, mochten die Gegner sich drehen und wenden wie sie wollten, es nützte nichts mehr. Alles scheiterte an der Disziplin und Geschlossenheit der Bewegung. Kein Stennes oder Otto Straßer hatte uns irgendwie auch nur einen Moment an unserem Führer zweifeln lassen. Wie war doch Otto Straßer froh, dass er, wie er einmal in unserer Heimatstadt sprach, mit heiler Haut unter Bedeckung von mehreren Überfallwagen unsere Stadt wieder verlassen konnte. Auch die damals schon bei uns in voller Auflösung begriffene „Deutsche“ Volkspartei, welche ihre größte Kanone, den Minister a. D. Moldenhauer, sprechen ließ, musste feststellen, dass er ihre Pleite auch nicht mehr aufhalten konnte. - Aber höflich waren wir: Beim Betreten des Saales erhielt Herr Reichsminister a. D. Moldenhauer einen riesengroßen Papier-Rosenstrauß und außerdem noch für ein ganzes Jahr seine Pension von 30000 Mark im voraus in die Hand gedrückt. Ein Parteigenosse, welcher aus Ersparnisgründen seine Stube mit 1000-Markscheinen tapeziert

hatte, hatte die 30000 Mark von der Wand gelöst und für den großen Minister a. D. Geopfert. Alle Achtung! Sogar für diese Männer opferten wir noch, konnte man mehr von uns verlangen?

Bald war wieder einmal Pfingstmarkt bei uns. Wer kennt nicht den Betrieb eines richtiggehenden Rummels unseres Pfingstmarktes, der in jedem Jahr vierzehn Tage nach Pfingsten unser ganzes engeres Heimatland in Aufregung hält. Jung und alt des Landes muss jedes Jahr einen Tag auf dem Rostocker Pfingstmarkt gewesen sein und steht aus diesem Grunde jedem Stand unseres Heimatlandes ein Tag zur Verfügung. Es gibt einen Bauerntag, einen Pastorentag, Kaufmannstag u. a. Der Tag, von dem ich jetzt schreibe, war der Bauerntag, an dem vorwiegend die ländliche Bevölkerung sich in unserer Stadt ein Stelldichein gab. Ich hatte in der Vorwoche nicht viel verdient (arbeitete nur für Provision) und versuchte darum, jetzt an diesem Montag recht fleißig zu arbeiten, damit ich die schlechte Vorwoche wieder ausgleichen konnte. Ich kam dadurch den Tag gar nicht so richtig zur Besinnung. Am Nachmittag, gegen 4.30 Uhr, gehe ich gerade bei meinen Eltern vorbei und gedenke, schnell noch eine Tasse Kaffee zu trinken. Aber was war denn hier los? Meine Schwägerin sitzt und heult zum Gotterbarmen, weil mein Bruder (SA.-Mann) morgens um 8 Uhr zum Stempeln gegangen ist und den ganzen Tag noch nichts wieder von sich hören und sehen ließ. Jetzt war es mit meiner Arbeit für diesen Tag natürlich wieder einmal vorbei. Schnell fuhr ich im Geschäftswagen zum Sturmlokal, um hier vielleicht etwas über meinen Bruder in Erfahrung zu bringen. Zu meinem Schrecken war unser Sturmlokal vollständig leer. Erst auf mehrmaliges lautes Rufen kam der kleine Kellnerlehrling (HJ.) herbeigeeilt und berichtete mir mit fliegendem Atem, was alles schon den Tag über passiert war. Jeder SA.-Mann ist morgens beim Stempeln niedergeschlagen worden. Fünf oder sechs Kameraden lagen schon schwer verletzt im Krankenhause und jeder Mensch, der irgendwie als Nationalsozialist verdächtig war,

würde von der Kommune, die in Kolonnen von hundert bis zweihundert Mann über den Pfingstmarkt zog, niedergemacht. Um fünf Uhr waren alle SA.-Männer am Strande, um einen Kameraden, der als Kranführer dort tätig ist, abzuholen. Also daher die Leere des Sturmlokals! Der Wirt, Kellner und alle anderen waren, da es kurz vor fünf Uhr ist, hingegangen, um den bedrängten Kameraden abzuholen. Folglich fuhr ich schnellstens mit meinem Wagen zum Kohlenkai. Eben schlug es fünf Uhr, als ich meinen Wagen vorm Kai zum halten bringe, aber von SA.-Kameraden ist nichts zu sehen. Also warten. Gerade denke ich, dass der Hitlerjunge sich wohl verhört habe, als auch schon unser Oberführer mit seinem Wagen voll SA.-Kameraden angefahren kommt. Jetzt höre ich von unserem Oberführer, dass tatsächlich Überfälle auf unsere Kameraden unternommen worden waren, dass die Kommune unserem Kameraden Kranführer aufpassen wollte und noch mehr so nette Dinge. Noch während des Erzählens kommen aus der nächsten Straße auch schon achtzig bis hundert Bassermannsche Gestalten im Trab angelaufen. Da ich befürchtete, dass die Reifen meines Wagens die Erschütterung nicht aushalten können würden, nahm ich, um im Fall einer Panne gleich etwas Brauchbares zu haben, den Montierhebel in die Hand. Kaum war die Kommune etwas näher gekommen, als uns auch schon die Wut über unsere im Laufe des Tages erhaltenen Schwerverletzten übermannte. Was keiner geglaubt hatte, geschah: Wir sechs griffen die Kommune an und das mit solchem Elan, das keiner der Gegner überhaupt an Gegenwehr dachte. Im Handumdrehen hatten wir zehn bis zwölf Halunken niedergeschlagen, alles vor uns musste fallen, es gab keinen Pardon. In wilder Flucht stoben die Helden auseinander, bis dicht vor den Arbeitsnachweis verfolgten wir sie. Da hier noch viele Hundert Gegner waren, konnten wir es nicht darauf ankommen lassen, die Gegner noch weiter zu verfolgen, zogen uns jetzt vielmehr langsam zu unseren Wagen zurück. Gerade als wir Platz genommen hatten und langsam abfuhren, kamen auch fünfhundert

bis sechshundert Menschen um die Ecke, aber wir hatten keine Zeit mehr, sondern fuhren mit Vollgas zum Krankenhaus, um uns nach dem Befinden unserer Kameraden zu erkundigen. Gerade wurden die Kommunisten, die bei unserem Zusammentreffen dabei waren, eingeliefert. Im Krankenhaus herrschte Hochbetrieb, es war am Bauernmontag und auch gerade so, als hätte der Teufel alle seine Gehilfen losgelassen. Aus der Erkenntnis heraus, dass die Überfälle sofort aufhören würden, sobald wir zusammen wären, bekam ich sofort vom Oberführer Befehl, sämtliche SA.-Männer zum Dienst im Sturmlokal zu benachrichtigen. Gleichzeitig bekamen unsere drei Außentrupps Befehl, zu derselben Zeit im Sturmlokal zu sein. Punkt 7.30 Uhr abends waren zweihundert SA.-Männer im Sturmlokal. In zwei Abteilungen gingen wir jetzt über den Pfingstmarkt, trafen auf die Kommune und – das andere kann sich jetzt jeder denken. Die Einzelüberfälle aber hörten mit dem Tage vollständig für ein viertel Jahr auf. Verletzte hatten wir bei diesem Zusammentreffen nicht. Unsere sechs Schwerverletzten, die wir aber am Morgen bekommen hatten, erholten sich alle wieder. Die Verletzungen, die sie erhalten hatten, waren Gott sei dank nur so, dass keine nachhaltigen Schäden eintraten. Mein Bruder war morgens zum Stempeln gekommen und hatte sich dort eine schauderhafte Wucht weggeholt, ging dann gleich zum Sturmlokal, wo er mehrere Kameraden angetroffen hatte. Mit diesen zusammen ging er dann zum Pfingstmarkt. Hier hatten sie mehrere schwere Schlägereien, die damit endeten, dass drei von den Kameraden mit schweren Messerstichverletzungen ins Krankenhaus gekommen waren. Dann hatten sie sich wieder Verstärkung geholt, sind aber gleich wieder, da sie auf das Gros der Kommune stießen, auseinander geschlagen. Am Abend trafen die Kameraden dann auf uns. Es war nun natürlich kein Wunder, dass diese Kameraden, die den ganzen Tag nur Schläge bezogen hatten, die nötige Wut und Galle mitbrachten. Das schönste dieses ganzen Tages war die darauf folgende Gerichtsverhandlung, die ungefähr einen Monat später

stattfand. Hier konnten wir wirklich sehen, wen von uns die Kommune am meisten gefressen hatte. Trotzdem ich erst vom Spätnachmittag an an den Schlägereien teilgenommen hatte, war ich in allen Sachen der Hauptangeklagte. Das kam eben daher, dass die Kommune mich in ihren ganzen Aussagen als den großen Arbeiterschlächter hingestellt hatte. Gott sei dank konnte ich durch ganz einwandfreie Zeugen beweisen, dass ich erst von fünf Uhr an aktiv im Sinne des alten SA.-Geistes eingriff. Eine kleine niedliche Episode möchte ich noch erwähnen. Als ich morgens zum Gericht ging, war die Straße, an der unser Amtsgericht liegt, schwarz voller Menschen, die alle zur Kommune schworen. Da ich nun nicht durch diese Masse Spießruten laufen wollte, ging ich zu meinen Eltern, wo meine Frau mit der Dogge auf mich wartete. Jetzt beschloss ich, dass meine Frau mit der Dogge mich zum Amtsgericht begleiten sollte. Da Hunde das Gericht nicht betreten durften, sollte meine Frau die Dogge wieder zu meinen Eltern bringen. Als ich nun in Begleitung meiner Dogge, die Hundepeitsche in der Hand, in die Gerichtsstraße einbiege, ist die eine Straßenseite sofort frei von den johlenden Moskowitern. Was die Polizei nicht erreichen konnte, war der Dogge sofort gelungen. Eine große Schwierigkeit für meine Frau war es nun, den Hund vom Gerichtseingang, wo er absolut auf mich warten wollte, wegzubekommen. Erst den vereinten Kräften eines Schutzmannes, unseres Oberführers und meiner Frau gelang es nach hartnäckigem Ziehen und Heben, die Dogge von ihrem Warteplatz zu entfernen.

Da ich bei der Gerichtsverhandlung verhältnismäßig sehr gut abschnitt, fing die Kommune jetzt ein wüstes Kesseltreiben gegen mich an. Kein Tag verging, an dem nicht eine neue Mär gegen mich erfunden wurde. So kam mein Sohn in der Zeit einmal weinend aus der Schule, weil einige seiner Schulkameraden gesagt hatten, ich hätte mit einem großen Schlachtermesser einem kleinen Jungen die Augen ausgestochen, nur weil sein Vater Kommunist wäre. Dass eine derartige Hetze sich irgendwie für

mich nicht gerade angenehm auswirken würde, war ganz klar. So wurde ich eines Morgens zur Zeit des ersten Postbotenbesuches durch lautes Geschrei meiner Frau überrascht. Als ich schnell herbeispringe, um nach der Ursache des Schreiens zu forschen, kommt meine Frau auch schon vollständig aufgelöst mit einem offenen Brief in der Hand die Treppe hochgestürmt. An dem ganzen Zustand meiner Frau sah ich sofort, dass der Brief die sonst so Ruhige aus der Fassung gebracht hatte. Ich nahm ihr den Brief aus der Hand, um ihn durchzusehen. Als ich in ein schallendes Gelächter ausbrach, war meine Frau sofort wieder die treusorgende Gattin. Sie dachte nämlich, ich hätte den Verstand verloren und wollte mich mit Gewalt ins Bett bringen. Erst durch langes Überreden konnte ich sie überzeugen, dass ich noch vollständig klar bei Sinnen war, und ich sagte zu meiner Frau: „Lies den Brief einmal richtig durch, hier steht: Bis Sonnabend bist du erschossen, mit Rot-Front unterzeichnet. Wollte irgend jemand dich bis Sonnabend zur Witwe machen, würde er dir bestimmt nicht erst davon Mitteilung machen. Der Brief stammt aus dem Gehirn irgendeines Unsinnigen. Du kannst vollständig beruhigt sein, bange machen lassen wir uns nicht, den Brief fasse jetzt bitte nicht mehr an, damit deine Finger die reichlich vorhandenen Abdrücke nicht verwischen. Den Drohbrief brachte ich dann zur Weiterleitung an die Kriminalpolizei unserem Ortsgruppenführer. So lächerlich wie mir die ganze Sache erschien, war sie aber doch nicht. Am Freitagabend, also am Vorabend meiner Erschießung, hatten wir eine große Kundgebung in unserem Ort. Nach Schluss der Kundgebung, die, wie in der letzten Zeit immer, im überfüllten Saal stattgefunden hatte, fuhr unser Oberführer mit seinem Wagen die ganze Gegend, die ich beim Nach-Hause-Gehen berühren musste, ab. Hierbei stellte er fest, dass die ganze Altstadt, also jene Gegend, durch die ich hier durchmusste, im Verhältnis zu anderen Tagen eine unheimliche Stille aufwies. Der Oberführer ordnete deshalb an, dass mich einige SA.-Kameraden nach Hause begleiten sollten. Es meldeten

sich hierzu freiwillig fünfunddreißig Kameraden, und wir zogen alsbald in Richtung auf meine Behausung los. Der Sturmführer des Begleitkommandos ordnete an, dass sechs Kameraden vorangingen. Das Gros ging dann so leise wie irgendmöglich hinterher. In einem der vorstehenden Kapitel habe ich schon gesagt, dass ich außerhalb der Stadt, vor den Toren wohnte. Als unsere Vorhut jetzt aus dem Tor heraus war, hörten wir mit einemmal zwei kurze Pfeifensignale. Hallo! Jetzt ging es los! Das war das verabredete Zeichen für dicke Luft. Als wir jetzt aus dem Tor gestürzt kamen, sahen wir schon, wie unsere Vorhut sich mit weit über hundert Kommunisten schlug. Mit lautem Heil Hitler griffen wir an. Die Kommune, die geglaubt hatte, dass sie es nur mit sechs SA.-Männern zu tun hatte, ergriff sofort die Flucht. Jeder, den wir aber von diesen Helden zu fassen bekamen, erhielt eine schauderhafte Tracht Prügel. Das auszudenken, was mit mir geschehen wäre, wenn ich allein den Weg gegangen wäre, überlasse ich dem Leser. Als wir dann in der Nähe meiner Wohnung kamen, trafen wir komischerweise auf zwei Polizeibeamte, die zu meinem Schutz befohlen waren, aber von dem Überfall hatten sie nichts gehört. Wir gratulierten die Herren nur zu ihrem festen Schlaf und wünschten ihnen weiter gute Ruhe. Somit war der erste Drohbrief, wonach man mich bis Sonnabend erschießen wollte, erledigt. Durch später zu uns kommende Kommunisten erfuhr ich dann, dass der Brief tatsächlich ernst gemeint war. Aber Unkraut vergeht nun mal nicht.

Und doch ist der Sensenmann einmal ganz dicht an mir vorbeigegangen. Es war kurze Zeit hinterher, an einem schönen Sonnentag. Wir hatten dienstfrei, und ich treffe morgens drei Kameraden, die sich vorgenommen hatten, eine kleine Autoreise zu machen. Natürlich wurde ich sofort eingeladen. Die Kameraden brauchten auch nicht lange zu betteln, denn schon ein paar Minuten später fuhren wir alle vier zu Mutter Grün. Es wurde eine richtige Fahrt ins Blaue. In jeder kleinen Stadt, die wir

durchfuhren, besuchten wir einige Kameraden. Da wir alle in Zivil waren, wurde selbstverständlich überall ein kleiner getrunken. So kamen wir auch ganz vergnügt in eine kleine Landstadt, fünfundsechzig Kilometer von unserer Heimatstadt entfernt. Wir müssen feststellen, dass unser Rauchmaterial alle geworden war. Also halten wir unseren Wagen an, und ich springe schnell in einen Zigarrenladen, von dessen Besitzer ich wusste, dass er SA.-Mann war. Nach ein paar Minuten trete ich glückstrahlend aus dem Laden und bekomme gleich einen – derben Schlag mit einem Spaten vor den Schädel. Im ersten Moment liege ich natürlich platt da, springe dann aber wieder auf und tobe wie ein Wilder gegen hundert Mann, die alle in Sportkleidung waren. Mit einem Mal hatte ich eine Sportkeule jemandem entrissen. Damit schlug ich wie wahnsinnig um mich, aber es half alles nichts. Nach einem fürchterlichen Schlag auf den Hinterkopf gab ich meinen Geist vorläufig auf. Ich erwachte erst nach Stunden im Krankenhaus mit einem riesengroßen Turban auf dem Kopfe. Was war eigentlich gewesen und wie war ich hierher gekommen? Wo waren meine Kameraden geblieben? Ich klingelte und schon kam eine freundliche Schwester. Von dieser erfuhr ich, was geschehen war. In der Stadt war an dem Tage ein rotes Sporttreffen gewesen. Unser Wagen war von den Demonstrierenden erkannt worden, und sofort sind die Leicht- und Schwerathleten über die Kameraden in dem Wagen hergefallen. Als ich nun aus der Tür trat, hatte mich ein großer Teil meiner „lieben Freunde“ sofort erkannt und dann wurde ich in dieser wenig vornehmen Art und Weise behandelt. Ein kleiner Trost für mich war, dass meine Kameraden gut wegkommen konnten und dass ich nicht allein in das Krankenhaus eingeliefert wurde, denn sieben der Rotsportanhänger lagen eine Tür weiter in derselben Verfassung wie ich. Am nächsten Morgen gabs für mich kein Halten mehr. Trotzdem der Arzt mir das Aufstehen verbot, pumpte ich mir von der Schwester 3 Reichsmark und fuhr mit dem nächsten Zuge nach Hause. Mein eigenes Geld in Höhe von gut 8 Mark war samt der Börse

spurlos verschwunden. Ich nehme an, dass die Rotsportsieger es gleich in Alkohol umgesetzt haben. Ein Zeuge hatte nämlich gesehen, dass einige Rotsportfreunde meine Taschen revidierten, als ich wie tot an der Erde lag. Mehr tot als lebend kam ich in meiner Wohnung an. Keine halbe Stunde später war unser Gausturmarzt bei mir. Fünf Messerstiche und eine Gehirnerschütterung wurden festgestellt. Vier Wochen unbedingte Ruhe und vor allen Dingen keine Aufregung war der strenge Befehl des Arztes. Vierzehn Tage hielt ich diese unbedingte Ruhe aus, viele Kameraden besuchten mich täglich und so erfuhr ich, dass am Sonntag, also vierzehn Tage nach dem Überfall, ein Standartenaufmarsch in einer Stadt der näheren Umgebung, die als besonders rot galt, stattfinden sollte. Am Sonnabend kam der Arzt: „Alles sehr gut geheilt aber keine Aufregung“, das waren die Worte, mit denen er mich verließ. Keine Aufregung! Donnerwetter, es war nicht zum Aushalten! Ich sollte nicht dabei sein, wenn meine Kameraden in dieser roten Stadt marschierten? Also los, schnell die Stiefel geputzt und die Uniform bereit! Ich muss zum Dienst. Im Laufschritt komme ich zur Dienststelle, aber die Stürme waren vor einer Stunde abgefahren. Was nun? Wieder nach Hause? Auf keinen Fall. Also schnell ein Motorrad gepumpt und los! Zum Aufmarsch bereit stand die Standarte angetreten. Schnell das Motorrad beiseite gestellt und im ersten besten Sturm eingetreten. Es war die höchste Zeit gewesen, denn schon kam das Kommando: „Standarte 90 – im Gleichschritt marsch!“ War dies herrlich! Vergessen waren alle Schmerzen, besonders, wenn es durch die Straßen ging, in denen der rote Pöbel sich zum Niederbrüllen aufgestellt hatte. Nein, dies war keine Aufregung. Es war der Zustand, in dem wir alten SA.-Männer uns wohlfühlten und die richtige Ruhe erst bekamen. Die Hand am Koppel, eisenharte Gesichter, ein Kampflied nach dem andern, so wurde in dieser roten Stadt der Ummarsch ohne Zwischenfälle durchgeführt. Der Sieg war unser! Die roten Horden hatten uns die Stadt kampflos überlassen. Der Bann war gebrochen. Nach

dreifachem Sieg Heil auf unseren Führer war für die Standarte, Wegtreten und Essenempfang.

Hei, wie schmeckt uns das Essen, nach so einem zweistundenlangen Ummarsch! Ich war gerade beim dritten Schlag angelangt, als ich mit einem Mal in strengem Kommandoton meinen Namen rufen hörte. Noch den Mund voller Erbsen mit Speck, springe ich auf, nehme Haltung an und sehe unseren Gausturmarzt vor mir. Ach Gott, denke ich, jetzt kommt das Jüngste Gericht. „Habe ich Dir nicht sämtliche Aufregung verboten?"

„Jawohl!"
„Was machst Du denn hier in dieser roten Stadt?"
„Ich konnte es vor Aufregung im Bett nicht aushalten und da mir der Gausturmarzt selbst sämtliche Aufregungen verboten hat, bin ich zur Beruhigung nach hier gefahren."

Mit einem schallenden Gelächter ließ der Gausturmarzt mich stehen.

Eine Stunde später musste ich mich beim Oberführer melden. Erst bekam ich eine tüchtige Zigarre verpasst, dann gratulierte er mir zu meiner Genesung. Unser Gausturmarzt aber stand dabei und unterhielt sich mit mehreren Sturmärzten über den richtigen SA.-Geist, der am ruhigsten ist, wenn er dem Gegner immer Auge im Auge gegenübersteht.

XI.

Wenn ich jetzt auch wieder so ziemlich hergestellt war, so waren meine Frau und auch meine beiden Kinder jedoch in keiner Weise dieser Aufregung gewachsen. Es konnte nicht mehr so weiter gehen. Wenn ich auch zu meinem Schutz die Dogge hatte, so

konnte ich den Hund doch nicht mit zum SA.-Dienst nehmen und meine Familie ohne jeglichen Schutz zu Hause lassen. Meine vier Jahre alte Tochter sprang oftmals nachts aus dem Bett und rief: „Mamming, Mamming – die Kommunisten kommen!“ Mein Sohn, der damals gerade zur Schule gekommen war, konnte oft mittags nicht nach Hause kommen, weil, man wird’s nicht glauben, die Kommunisten den Kleinen aufpassten. Er musste dann zu meinen Eltern gehen, damit mein Vater ihn später nach Hause bringen konnte. Dies maßlose Herumhetzen mit meiner Familie kostete mich naturgemäß auch die meisten Nerven und ich war froh, als mir ein Parteigenosse anbot, meine Familie drei bis vier Wochen auf sein Gut zu nehmen, damit wir alle erst einmal wieder zur Ruhe kämen. Und wie hat meiner Familie diese Ruhe und die Verpflegung gut getan, ich hätte sie bald selber nicht wieder erkannt. (An dieser Stelle nochmals herzlichen Dank, lieber Parteigenosse, für dein nationalsozialistisches Handeln.)

Hundertfünfzig SA.-Männer unseres Gausturms sollten als Fahnenabordnung an dem SA.-Aufmarsch in Braunschweig teilnehmen. Zu diesen Glücklichen gehörte auch ich. Wieder mal war es mir vergönnt, unseren geliebten Führer zu sehen und zu hören. Am Braunschweiger SA.-Aufmarsch konnten wir richtig erkennen, wie die SA. seit dem Reichsparteitag in Nürnberg zugenommen hatte. Trotzdem aus fast sämtlichen Gaugebieten nur ein kleiner Teil jeder Gau-SA. Teilnahm, waren über hunderttausend SA.-Männer zusammengekommen, die im Glauben an den endlichen Sieg der herrlichen Idee unseres Führers mit noch mehr Begeisterung und Schwung den Kampf weniger gegen alle aufnahmen. Was war uns aller Terror und alle Schikane? Mit solchen Mitteln konnte man uns nichts anhaben! Der Führer hatte uns neu gestärkt. An dieser Kraft zerschellte alles, auch die brutale Gewalt der Gegner. Von Anfang an war unser Wahlspruch „Über Gräber vorwärts“. Auch das nahm mir keinen Augenblick die Begeisterung, dass mein Hauswirt, ein

kerndeutscher Mann, diesmal einen Drohbrief von der Kommune bekam, in welchem dem Hauswirt angekündigt wurde, dass sein Haus in Flammen aufgehen würde, wenn ich nicht aus seinem Hause käme. Wiederum wurde der Drohbrief der Kriminalpolizei übergeben, aber wiederum konnte der Absender nicht festgestellt werden. Von der Stadtpolizei wurde dem Hauswirt jeder irgend mögliche Schutz versprochen, aber so etwas hatten wir schon öfter kennengelernt. Darum übernahm die SA. vorläufig den Schutz des Grundstücks. Ich glaube, noch heute weiß die Polizei nicht, dass hier jede Nacht eine Patrouille auf der Wacht war. Da wir den Hauswirt und die sonstigen Einwohner nicht unnötig in Gefahr bringen wollten, sah ich mich inzwischen nach einem anderen Wirkungskreis um. Nach vierzehntägigem Suchen hatte ich eine Wohnung in einer kleinen Landstadt gefunden. In dieser Stadt, die eine unserer Hochburgen war, kam ich dann endlich einmal wieder richtig zur Ruhe mit meiner Familie. Mit Freuden bekam ich vom Stadtrat die Umzugskosten bewilligt. Ich glaube, ich hätte doppelt so viel fordern können. Ich hätte auch das bekommen, denn jetzt war die Stadt doch eine große Sorge los. Lange sollte diese Herrlichkeit aber nicht dauern, denn in der kleinen Stadt fand ich überhaupt keine Ernährungsmöglichkeit. Wollte ich nicht verhungern, musste ich wieder zurück in meine Geburtsstadt. Ein Viertel Jahr später stand ich wieder auf dem Wohlfahrtsamt. Mit glücklichen Gesichtern bin ich an dieser Stelle gerade nicht empfangen worden, zumal ich gerade in der Verbotszeit angeschneit kam, als Herr Gröner zur Abwechslung wieder einmal die SA. vernichten wollte.

Als ich wieder in meiner Heimatstadt war, gehe ich in der Hauptstraße spazieren. Mit einem mal klopft mir ein Ordnungshüter in nicht gerade vertrauenserweckender Weise auf die Schulter. Nanu, denke ich, bist noch gar nicht ganz wieder da und schon hast du Anschluss? Heil Hitler sagen war verboten, also sage ich gar nichts und blicke mit der unschuldigsten Miene der

Welt den Beamten an.

„Sagen Sie mal, was ist dort oben?“
Ich drehe mich um und gucke in den Himmel, kann aber mit dem besten Willen nichts sehen.
„Stellen Sie sich bitte nicht so dumm an. Ich möchte wissen, was Sie an der Mütze haben.“
„Entschuldigen Sie bitte: habe ich etwas an der Mütze?“
„Ja, Sie haben ein SS. an der Mütze.“
„Ach soo – das habe ich noch von früher. Ich war nämlich Bierkutscher bei der Brauerei von Schall & Schwenke.“
„So so, und was bedeutet der Totenkopf?“
„Ja,“ sage ich, „mein Vater war früher bei den Schwarzen Husaren, und da ich immer schon so für die Totenkopfhusaren geschwärmt hatte, habe ich meinem Vater den Kopf abgebettelt.“
„Hören Sie mal – Sie sind doch kein Nazi?“
„Ne, was ist denn das? Ich bin erst gestern hier zugezogen. Hier ist mein Meldeschein. Was es auch alles gibt! So was gabs aber bei uns in der Kleinstadt nicht.“
„Na, ich werde Ihren Namen aufschreiben und dann nehmen Sie bitte, wenn Sie zu Hause sind, die Dinger von der Mütze.“

Das war der gute Rat des Beamten, ich verdrückte mich aber auf die Schnelle, denn einige Reichsbannerleute, die hinzukamen, redeten eifrig auf den Sipo ein.

Am nächsten Tage konnte ich aber in der SPD.-Zeitung lesen, dass ich doch ein Nazi wäre und dass ich mit verbotenen Abzeichen in der Stadt herumgelaufen wäre usw. Man müsste mich laut Notverordnung sofort verhaften. Aber diesmal hatte ich Glück, ich habe jedenfalls nie wieder davon gehört, und auch die Brauerei Schall & Schwenke hätte mich in ihren sämtlichen Akten und Lohnlisten nicht als ihren ehemaligen Bierkutscher gefunden.

Der Kampf wurde jetzt immer schwerer und schwerer. Wenn wir in unserem Ort dadurch, dass die SA. auf sechs- bis siebenhundert Mann angewachsen war, den Einzelterror auch nicht mehr so zu spüren bekamen, so brauchten wir uns dennoch nicht über Dienstmangel zu beschweren. Es ging von Wahl zu Wahl, vom Saalschutz zum Flugblattverteilen und so fort. Kamen die Gegner nicht in unsere Versammlungen, gingen wir eben in ihre. Eines Abends besuchten wir mit etwa acht Mann eine Versammlung der SPD. Kaum hatten wir den Vorraum des Saales betreten, als auch schon hageldick die Schläge auf uns niederprasselten. Hallo! Hier war was los! Wir wehrten uns wie die Löwen und nicht lange dauerte es, bis die Angreifer auskniffen. Noch heute wollen die Haare nicht wiederkommen, die mir der von oben kommende Kronleuchter aus dem Kopf riss. Aber wir acht schafften es doch. In wilden Horden rissen die Reichsbannerleute aus. Jetzt gedachten wir in den Saal zu gehen. Um uns einmal den SPD.-Redner, der als wüster Nazifresser bekannt war, anzusehen. Aber es wurde nichts daraus. Die Polizei kam und hielt uns ihre Kanonen vor. Da zogen wir uns langsam zurück. Wir wollten uns ja nicht schlagen, unser Redner sollte nur in der Diskussion sprechen. Wir ließen uns aber auch nicht schlagen, das hatten wir bewiesen. Noch heute sehe ich, wie wir den Saal betreten und ein SA.-Mann gleich einen mit einem Stuhl vor die Schnauze bekommt, dass sämtliche Vorderzähne flöten gingen. Er bückte sich erst, nimmt seine Zigarette wieder von der Erde auf, steckt sie wieder in den Mund und geht dann wie ein Wilder drauf los. Mancher wird denken, der hatte aber einen Nerv. Ich sage hiergegen nur: SA.-Geist. Was die Saalschlacht den Reichsbannerleuten eingebracht hatte, die sie selber angezettelt hatten, sahen wir an dem folgenden Wahlergebnis des Ortes. Mehr als hundert Prozent war unsere Stimmenzahl gewachsen! Was galten da einige Vorderzähne oder ein paar Haare mehr auf dem Kopf! Die Hauptsache war: Der Sieg ist unser.

Dann kam die Zeit, da wir SA.-Männer Gewehr bei Fuß stehen mussten, da unser Kampf hinter den Kulissen geführt werden musste. Wenn uns SA.-Männer dieser Kampf auch nicht lag, so wussten wir aber doch, dass er geführt werden musste, und dass unser Führer unbedingt den Sieg erringen würde. Nur durch eiserne Disziplin konnten wir unseren Führer in diesem Kampf unterstützen, indem wir bedingungslos seine Befehle ausführten. Aber auch die Hand am Koppel in Ruhe abwarten, bereit jeden Gegner unserer Bewegung unerschütterlich entgegenzutreten. Immer wird mir der 30. Januar 1933 in Erinnerung bleiben. Schon morgens, in aller Herrgottsfrühe, standen die Menschen in kleinen Gruppen auf der Straße. Irgend etwas lag in der Luft. Wie eine Erlösung wirkte es dann, als durch den Rundfunk bekanntgegeben wurde, dass unser Führer zum Führer des deutschen Volkes bestimmt worden war. Menschen, die sich vordem nie gesehen oder gekannt hatten, fielen sich vor Freude um den Hals. Der Bann war gelöst, das deutsche Volk konnte wieder freier atmen.

****